



UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

01 | 2015

Campus:Report

DRITTMITTEL: ALLES HAT SEINEN PREIS

SCHWERPUNKT: GOTT UND DIE WELT (TITELFOTO)

FRECHES VOM FRIEDHOF: TIEFERGELEGT



24



37



31



18



46

04-05 UNIVERSUM

Bilder | Kleinode

06-09 HOCHSCHULPOLITIK

Alles hat seinen Preis

10-11 FORSCHUNG

5G-Netze: Schon bald Realität | Auf Wiedersehen | Entscheidendes Eiweiß | DFG: 2,6 Millionen für Nanopartikel nach Maß

12-30 SCHWERPUNKT: GOTT UND DIE WELT

14-17 Wer glaubt, wird selig?
18-20 Wenn Religion benutzt wird
21-23 „Getrennter Unterricht ist eine Sackgasse“
24-27 „Wir müssen die Vielfalt ertragen“ | Antisemitismus vorbeugen
28-30 Ihr sollt Euch kein Bildnis machen?

31 TERMINE

Die Treppe von oben fegen | Engel der Kulturen | Tag der Hausarbeiten

32-33 GESUNDHEIT

Gesund altern | Fitness-App: Jeder Schritt zählt | Herzinfarkt: Männer doppelt gefährdet | Neue Therapie bei Lungenkrebs | Heilsame Methoden

34-35 UNIVERSITÄTSALLIANZ RUHR

Brückenbauen in Moskau

36-37 LEUTE

Der Datensammler | Fernweh als Lebenselixier

38-43 MAGAZIN

Alumni-Serie: „Nicht bange machen lassen“ | Kita-Kräfte: Wer studiert, will nicht nur erziehen | Schranken im Kopf | Impulsgeber Ostasien | Familienmodell Ost: Zwei Verdienner | Binnenschiffe auf Kurs | Nano ganz groß | Simuliert: Ein Leben in XXL | Ohne Fleiß keine Punkte | Lust auf MINT? | Physik ganz freestyle | Frei und visionär | Impressum

44-45 MENSCHEN

Neu berufen | UDE ehrt Amerikanisten | Auszeichnungen | Weitere Personalnachrichten

46-47 UNIKATE

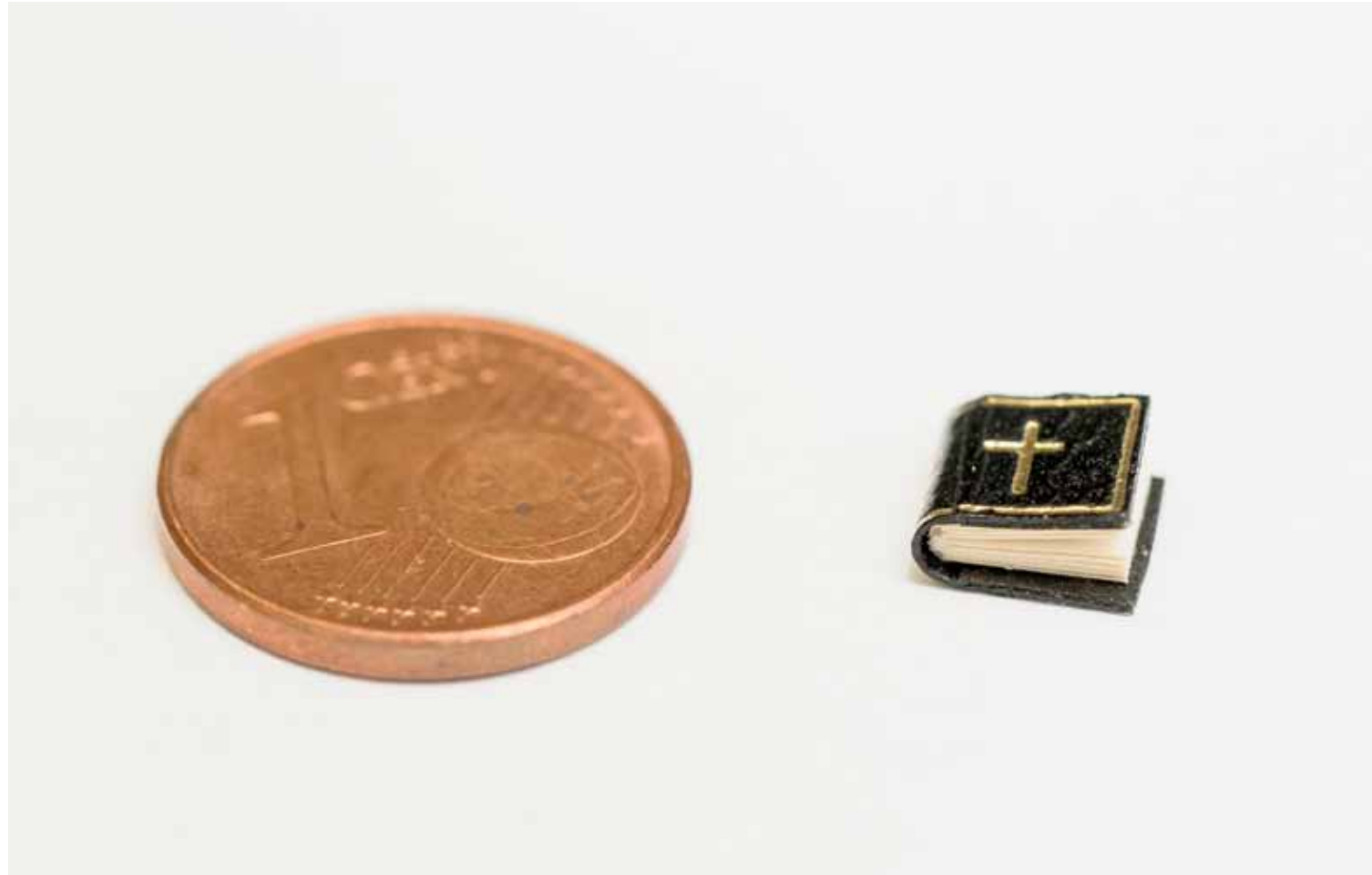
Tiefergelegt

48 SCHLUSSPUNKT

Smart ohne Phone?

Glaube ist mannigfaltig. Wer genau hinschaut, entdeckt ihn in so winzigen Meisterwerken wie dem kleinsten Buch der Unibibliothek: „The Lord’s Prayer“ ist keine vier Millimeter breit und in Leder gebunden. Es vereint das Vaterunser in Englisch, Deutsch, Französisch, Amerikanisch, Spanisch, Holländisch und Schwedisch – eine

Lupe mit siebenfacher Vergrößerung hilft beim Lesen. Manchmal ist Glaube auch einfach nur hübsch anzusehen. Das jedenfalls findet die Gastgeberin des „Erwachten“, die am IN-EAST arbeitet und zur christlichen Kunst geforscht hat. Ihr gefiel der 10 Zentimeter große Holzbuddha so gut, dass sie ihm ein neues Zuhause gab. (kk)



FOTOS: FRANK PREUSS/BETTINA ENGEL-ALBUSTIN

ALLES HAT SEINEN PREIS

Die Grundfinanzierung reicht nicht, deshalb braucht die Universität Drittmittel. Mehr als ein Drittel aller Stellen im akademischen Mittelbau hängt davon ab. Wer viel einwirbt, gilt als besonders leistungsfähig, macht Karriere und – beeinflusst die Forschungslandschaft.

Ein kritischer Einwurf von Rektor Professor Dr. Ulrich Radtke



FOTO: JOCHEN TACK

Mehr als 100 Millionen Euro an Drittmitteln wirbt die UDE jährlich ein. Die DFG ist dabei ein großer Geldgeber. Sie richtete 2014 beispielsweise den Sonderforschungsbereich „Supramolekulare Chemie an Proteinen“ ein.

In der Forschung international wettbewerbsfähig zu sein, ist eine Grundvoraussetzung für den Erfolg jeder Universität. Aber gute Forschung und Lehre sind nicht erreichbar ohne qualifiziertes Personal, das mit viel Engagement und einem „Geist der Neugierde“ seine Projekte verfolgt. Zudem benötigt die Universität eine gut ausgebaute Infrastruktur, die beständig gepflegt und aktualisiert werden muss. Es wird immer offensichtlicher, dass die von den Ländern getragene Grundfinanzierung der Universitäten hierzu nicht mehr ausreicht. Die Universitäten sind in zunehmendem Maße auf externe Mittel, so genannte Drittmittel, angewiesen, insbesondere im Bereich der Forschung.

Der Wissenschaftsrat definiert diese Gelder als „Mittel, die zur Förderung von Forschung und Entwicklung sowie des wissenschaftlichen Nachwuchses zusätzlich zum regulären Hochschulhaushalt (Grundausstattung) von öffentlichen oder privaten Stellen eingeworben werden“.

Neben den Projektmitteln, die Bund und Länder für Forschungsvorhaben bereitstellen, den Fördermitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und der Europäischen Union, finanzieren auch zahlreiche Stiftungen und Unternehmen Projekte an Hochschulen. Besonders Förderungen aus der

Wirtschaft steht die (Medien-)Öffentlichkeit derzeit kritisch gegenüber und befürchtet Eingriffe in die Freiheit von Forschung und Lehre. Forschende der Universitäten würden demnach zu Handlangern der Unternehmen degradiert. Auch seien die Absprachen zwischen den Geldgebern und den Hochschulen zu intransparent.

Von den Universitäten selbst wird die Zusammenarbeit mit Förderern aus der Wirtschaft sehr positiv bewertet, wie beispielsweise die Befragung von Hochschulleitungen im Hochschulbarometer 2013 zeigt: Gerade Unternehmen aus der Region sind als Partner hochgeschätzt. 94 Prozent der Hochschulleitungen, die sich an der Befragung beteiligten, gaben an, dass die Unternehmen keinen unangemessenen Einfluss auf die Forschungsarbeiten nähmen. Aktuell warnt der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft sogar, dass der Anteil privater Drittmittel in den vergangenen Jahren deutlich zurückgegangen sei und Deutschland, im Vergleich zu anderen Ländern, ins Hintertreffen geraten könne.

Doch welche Bedeutung haben die Drittmittel für unsere Universität? Könnte die UDE es sich leisten, komplett auf sie zu verzichten?

Die Antwort lautet: Nein. Schließlich hat unsere Universität im Jahr 2013 115,86 Mil-

lionen Euro Drittmittel eingeworben, darunter 22,28 Millionen Euro von der DFG. Das entspricht einem Verhältnis von Grundfinanzierung (ohne Mietkosten) zu Drittmitteln von etwa 2,2 zu 1. Gleichzeitig wurden Stellen für 956 wissenschaftlich Beschäftigte (Vollzeitäquivalente) über Drittmittel finanziert – das sind knapp 35 Prozent aller Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter/innen der UDE.

Auch unsere Universität ist also darauf angewiesen, Gelder für Forschungsprojekte einzuwerben und sich dem damit verbundenen Wettbewerb zu stellen. Grundsätzlich ist ein gewisser Wettbewerb innerhalb der Fachgebiete durchaus zu begrüßen, da er zur Schärfung des eigenen Profils und zur Positionierung innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft beitragen kann.

Auch darf man nicht übersehen, dass gerade durch Drittmittelprojekte zahlreiche Qualifikationsstellen für den wissenschaftlichen Nachwuchs geschaffen werden, sowohl auf Promotions- als auch auf Postdoc-Niveau.

Bei allen Möglichkeiten, die die Drittmittel eröffnen, hat ihr zunehmender Einfluss jedoch seinen Preis: Er verändert unsere Forschungslandschaft nachhaltig. Die Drittmittelwerbungen eines bzw. einer Forschenden, einer Fakultät oder einer Universität ➤



FOTO: JOCHEN TACK

Rektor Professor Dr. Ulrich Radtke

➤ lassen sich leicht messen und vergleichen. Deshalb fließen Drittmiteinnahmen bei vielen Universitäts-Rankings mit in die Bewertung ein. Die Ergebnisse der Rankings wiederum beeinflussen die Chancen einer Universität, weitere Drittmittel zu akquirieren, haben also bei drittmittelstarken Institutionen einen selbstverstärkenden Effekt.

Auch bei der leistungsorientierten Mittelvergabe (LOM) durch das Land werden die eingeworbenen Drittmittel der Universitäten verglichen. Dieses Verfahren birgt aber das Risiko einer Anreizfehlsteuerung, da, wie auch bei den Rankings, ausschließlich Quantität bewertet wird.

Oft wird nämlich übersehen, dass nicht die Drittmittelsummen das entscheidende Qualitätskriterium sind, sondern die Forschungsleistungen, die in den Projekten erbracht werden. Und auch wenn Institute und Fakultäten großen Nutzen aus Drittmiteinnahmen ziehen können, bedeutet das im Umkehrschluss nicht, dass an Instituten mit wenigen Drittmittelprojekten nicht ausgezeichnete Forschung betrieben würde.

Hier gilt es auch die unterschiedlichen Fachkulturen zu berücksichtigen, ebenso wie die Qualität der Drittmittel: So gewähren besonders hochkompetitive Drittmittel, wie Stipendien des European Research Council

(ERC-Grants) den Forschenden große Gestaltungsspielräume.

Fatal wird es, wenn Wissenschaftler/innen, um ihre Chancen bei der Mitteleinwerbung zu erhöhen, sich zu stark an den aktuellen Forschungstrends orientieren und risikoärmeren „Mainstream“-Projekten den Vorzug geben vor innovativeren, aber mit einem höheren Risiko behafteten Vorhaben.

Umgekehrt bedeutet es für die einzelnen Forscher/innen – und gerade für den wissenschaftlichen Nachwuchs –, ein großes persönliches Risiko, sich im Wettbewerb um Drittmittel zurückzuhalten, stellen Erfolge bei Drittmittelanträgen doch auch ein wichtiges Auswahlkriterium bei Bewerbungen dar.

Darüber hinaus kostet die Einwerbung von Drittmitteln Zeit: Die Vorbereitung und Durchführung der häufig mehrstufigen Antragsverfahren beanspruchen die beteiligten Wissenschaftler/innen über mehrere Monate oder sogar Jahre stark, und auch die Koordination und Dokumentation der bewilligten Projekte binden Ressourcen, die für andere wichtige Aufgaben fehlen – sowohl in den Fakultäten als auch in der Verwaltung.

Bei Projektlaufzeiten von in der Regel zwei bis drei Jahren gilt zudem: Nach dem Antrag ist vor dem Antrag. Doch die Beantragung und Durchführung von Drittmittel-

projekten können nicht nur die Erfüllung universitärer Kernaufgaben gefährden, sie kosten die Universität auch Geld.

Die Wissenschaftler/innen benötigen geeignete Räume, die zur Verfügung gestellt und unterhalten werden müssen; die gewährten Gelder müssen sachgerecht verwaltet und ihre Verwendung umfassend dokumentiert werden. Diese indirekten Kosten sollten daher, wenn immer möglich, mit eingeworben werden. Andernfalls muss die Universität sie aus ihrer ohnehin schon knappen Grundfinanzierung bestreiten.

Aus diesem Grund kann der Drittmittelanteil an der Hochschulfinanzierung nicht beliebig gesteigert werden. In Deutschland hat er mittlerweile einen Grad erreicht, der einen weiteren Ausbau nicht zweckdienlich erscheinen lässt, ohne die Grundstruktur der Universität neu zu definieren.

Nachdem Drittmittel zunächst auf den Bereich Forschung beschränkt waren, halten sie in den letzten Jahren auch in der Lehre Einzug – ein Beispiel ist das Bund-Länder-Programm „Qualitätspakt Lehre“, das Vorhaben zur Verbesserung der Betreuung der Studierenden und der Lehrqualität unterstützt. Doch gerade diese Aufgaben benötigen eine nachhaltige Finanzierung, um zum Beispiel ein günstigeres Zahlenverhältnis von

Lehrenden zu Studierenden und damit eine individuellere Betreuung zu erreichen. Für gute Lehre ist somit eine dauerhafte Grundfinanzierung nötig.

Wettbewerbliche Verfahren, die in großem Umfang in die universitäre Kernaufgabe „Lehre“ eingreifen, wirken sich kontraproduktiv aus, da Maßnahmen nach Ablauf der Projekte nicht fortgeführt werden können. Drittmittel und ihre Einflüsse auf unsere Universität erfordern also eine differenzierte Betrachtung. In vielen Bereichen profitiert die UDE sehr von den Drittmiteleinwerbungen. Trotzdem dürfen sie natürlich nicht zum Selbstzweck werden. Uns als Rektorat ist bewusst, dass es vor allem die hohe intrinsische Motivation der Forschenden ist, die den Erkenntnisgewinn vorantreibt. ■

5G-NETZE: SCHON BALD REALITÄT

Filme, Fotos, Spiele: Immer mehr Daten werden mobil verschickt. Wie das Handynetzt künftig den rasant wachsenden Anforderungen gerecht werden kann, erforschen UDE-Elektrotechniker/innen mit sechs japanischen, fünf europäischen und einer US-amerikanischen Einrichtung.

Professor Dr. Andreas Stöhr koordiniert das Vorhaben namens RAPID5G auf europäisch-amerikanischer Seite. Die UDE-Teams arbeiten daran, dass hochauflösendes Fernsehen auf dem Smartphone auch in Bereichen mit hoher Handydichte abrufbar ist, etwa in Flughäfen, vollen Zügen oder Fußballstadien.

Hierzu entwickeln sie einen schnellen Datenzugang per Glasfaser für die nächste Mobilfunkgeneration 5G. Schon zu den Olympischen Spielen 2020 in Tōkyō soll die neue Technik in den Stadien genutzt werden können.

Für diesen drahtlosen Breitband-Zugang, in dem mehrere Gigabytes an Daten sekundenschnell bereitgestellt werden, wird eine an der UDE entwickelte Technik erprobt (coherent radio over fiber: CRoF). Dabei wird ein Radiosignal durch Licht verändert und über eine optische Faser übertragen. Derzeit werden dafür unter anderem integrierte Sende- und Empfangsantennen entwickelt, die maximal zehn Euro kosten. „So können Mobilfunkzellen direkt an das Glasfaser-Internet angeschlossen und miteinander verbunden werden“, erklärt Optoelektroniker Stöhr.

Für Netzbetreiber wird die Installation künftig um einiges einfacher, denn diese Kleinstantennen sollen nicht nur 50-mal leistungsfähiger werden als ihre Vorgänger (UMTS, LTE bzw. LTE-A), sondern auch viel kleiner – sie lassen sich sogar in Straßenlaternen einbauen. (ko)

Mehr: www.oe.uni-due.de



FOTO: WESETHWORLD/FOTOLIA

AUF WIEDERSEHEN

Wer auswandert, tut das meist auf Zeit

Warum suchen Menschen ihr Glück im Ausland, warum kehren sie zurück? Das wurde für Deutschland in einer viel beachteten Pilotstudie untersucht, an der Professor Dr. Marcel Erlinghagen mitgearbeitet hat.

Die Zahlen lassen angesichts des demografischen Wandels aufhorchen: Seit Jahren wandern mehr Deutsche aus als wiederkommen. 25.000 sind es, die das Land jährlich verliert. Oder anders ausgedrückt: Zwischen 2009 und 2013 zogen 710.000 Menschen fort, 580.000 zurück.

Wer sind diese international Mobilen und welche Motive führen sie für ihre Entscheidungen an, wollten die Autor/innen wissen und befragten 1.700 Aus- und Rückwanderer. Davon hatte ein Viertel der Frauen und Männer ausländische Wurzeln. Sie gehen aber nicht zwangsläufig in das eigene Herkunftsland bzw. das ihrer Eltern, sondern sind generell mobiler.

Die Koffer zu packen, hat vor allem berufliche Gründe (66,9 %), kam heraus. Noch mehr wurde gewünscht, neue Erfahrungen zu machen (72,2 %). Viele waren auch unzufrieden (41,4 %) bzw. hofften auf ein höheres Einkommen (46,9 %). Und tatsächlich: Wer auswandert, verdient grundsätzlich besser. Doch das hat seinen Preis: So gaben 43,5 Prozent an, dass sich der Weggang negativ auf ihren Freundes- und Bekanntenkreis ausgewirkt habe.

Die deutschen Migrant/innen sind überwiegend jung und sehr gebildet; Akademiker/innen und Führungskräfte sind stark überrepräsentiert. „Das weist darauf hin, dass es sich um zirkuläre Wanderungen vor allem jüngerer, qualifizierter Personen handelt“, erklärt Marcel Erlinghagen, Professor für Empirische Sozialstrukturanalyse. Denn viele Befragte wollen der Heimat nicht dauerhaft den Rücken kehren (41 %); unentschlossen ist ein

ENTSCHEIDENDES EIWEISS

Wie sich die körpereigene Abwehr bei Virenerkrankungen möglicherweise unterstützen lässt, fanden Wissenschaftler/innen der Institute für Anatomie sowie Immunologie heraus. Entscheidend für antivirale Abwehrreaktionen ist das körpereigene Eiweiß CEACAM1. Dieses löst die Immunreaktion bei den weißen Blutkörperchen aus. Fehlte das Eiweiß, erhielten die Blutkörperchen kein Signal, Antikörper zu bilden.

Nun sollen neue Therapien entwickelt werden. Denkbar ist die medikamentöse Gabe von Molekülen, die an CEACAM1 binden. So könnte Menschen geholfen werden, die bereits an einer viralen Infektion leiden. Eventuell lassen sich diese Moleküle als Impfstoffverstärker, bei Wundheilungsproblemen und zur Immuntherapie bei Krebs einsetzen.

Das Fachmagazin „Nature Communications“ berichtete: DOI:10.1038/ncomms7217

Viertel (26 %), ein Drittel will hingegen im Zielland bleiben.

Und was bewegt jemanden, seine Zelte erneut abzubauen? „Der Beruf“, sagt mehr als jede/r Zweite. Am häufigsten werden aber Partnerschaft und Familie genannt (63,9 %). Auch interessant: Aus dem gleichen Grund, Deutschland zu verlassen, kehrt man hierhin zurück: nämlich aus Unzufriedenheit (40 %).

Wer zurückkommt, nimmt meist wahr, dass sich die Lebensbedingungen verbessern; vor allem bei Hochqualifizierten zahlt sich die Auslandserfahrung auch finanziell aus. Weniger gut Gebildete verdienen hingegen oft schlechter.

„Es gibt derzeit keine Anzeichen, dass Hochqualifizierte dauerhaft aus Deutschland weggehen. Ihre Abwanderung hat eher temporären Charakter“, stellt Erlinghagen fest. Brain Circulation statt Brain Drain, bringen die Autor/innen ihre Studie auf den Punkt.

Sie raten, Deutschland solle wie andere Länder Rückkehrprogramme auflegen, aber auch die generelle Mobilität fördern. Denn wer wiederkäme, brächte wertvolle zusätzliche Erfahrungen und Qualifikationen mit. (ubo)

Die Studie „International Mobil. Motive, Rahmenbedingungen und Folgen der Aus- und Rückwanderung deutscher Staatsbürger“ wurde von der UDE, dem SVR-Forschungsbereich und dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung verfasst sowie von der Stiftung Mercator gefördert.

Mehr: www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2015/03/Studie_International-Mobil_Web.pdf

DFG: 2,6 MILLIONEN FÜR NANOPARTIKEL NACH MASS

Batteriespeicher oder medizinische Diagnostik: Wer innovative Stoffe produziert, setzt immer häufiger Nanopartikel mit neuen Materialeigenschaften ein. Die kleinsten Atomverbünde lassen sich schon jetzt in speziellen Gasphasenreaktoren herstellen, doch geschieht dies bisher vergleichsweise zufällig und ungenau, gemessen am eigentlichen Verwendungszweck.

Damit komplexe Nanopartikel gezielt in der Gasphase hergestellt werden können, richtet die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine neue Forschungsgruppe an der UDE ein (FOR 2284). Sie bekommt für die erste dreijährige Projektphase 2,6 Millionen Euro.

Die Wissenschaftler/innen wollen herausfinden, nach welchen Regeln die hochspezifische Herstellung sicher gelingt. Zunächst sollen isolierte Nanopartikel entstehen, die in einem zweiten Schritt zu komplexeren Strukturen zusammengefügt werden. Diese sollen zuverlässig über die Eigenschaften verfügen, die für die jeweilige Anwendung gebraucht werden.

Die Nanowissenschaften sind eines der Aushängeschilder der UDE. Physik, Chemie, Biologie und Ingenieurwissenschaften arbeiten hier zusammen und können auf eine einzigartige experimentelle Ausstattung zurückgreifen (s. S. 41). Dank der DFG-Förderung werden demnächst weitere international Forschende die Teams verstärken. Sprecher der neuen Gruppe ist Professor Dr. Christof Schulz. Er leitet das Institut für Verbrennung und Gasdynamik und ist wissenschaftlicher Direktor des Centers for Nanointegration Duisburg-Essen (CENIDE). (ko)



GOTT UND DIE WELT

Der Mensch kann nicht bestehen, ohne etwas anzubeten. (Dostojewski) Oder in anderen Worten: An irgendetwas glaubt jeder – sei es an das Gute, an gesunde Ernährung, an Allah oder auch, dass er/sie eben nicht glaubt.



Religion ist Privatsache, finden viele. Dennoch bietet sie gesellschaftlich und politisch Zündstoff. Die vielen Glaubensrichtungen bzw. wie sie interpretiert werden, beeinflussen das Zusammenleben. Werden sie

missbraucht, können sie gar Konflikte schüren. Forschende dieser Universität befassen sich verschiedentlich mit Glaube und Religion. CAMPUS:REPORT stellt ausgewählte Themen vor.



FOTO: PICTURE ALLIANCE/AFLO/ENRICO CALDERONI

WER GLAUBT, WIRD SELIG?

Religiöse Menschen verhalten sich gesünder, leben länger und gehen zufriedener durchs Leben, belegen Studien. Dass Glaube einen therapeutischen Effekt hat, bestätigt Professor Dr. Haci-Halil Uslucan. Der Psychologe und Leiter des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung (ZfTI) erklärt außerdem, warum Gott für viele Migrant/innen wichtig ist und warum man auch ohne ihn glücklich sein kann.

Von Ulrike Bohnsack

Religion scheint eine heilsame Medizin zu sein: Gläubige sind weniger krank, haben seltener Suchtprobleme und Depressionen und können mit schwerem Leiden besser umgehen. Hängt das eigene Wohlbefinden tatsächlich davon ab, ob man auf eine transzendente Kraft vertraut sowie bestimmte Rituale und Werte lebt? Und was macht Glaube eigentlich mit einem?

Für Professor Uslucan wirkt er mehrfach: „Erstens haben religiöse Menschen ein dichteres soziales Netzwerk. Sie gehen in ein Gotteshaus, um gemeinsam zu beten, sie spüren die Gemeinschaft, fühlen sich geborgen. Die Präsenz anderer ist motivierend, gerade in Zeiten starker Individualisierung. Wir wissen aus der Psychologie, dass soziale Unterstützung eines der besten Antidepressiva ist. Glauben schafft und erneuert Sozialität.“

Außerdem werden positive Gefühle aktiviert – vorausgesetzt, man glaubt an einen gütigen Allmächtigen, nicht an einen strafen-den: „Vertrauen, Hoffnung, Zuversicht, Liebe... Man weiß, Gott lässt einen nicht im Stich.“ Derart gefestigt, fällt es leichter anzunehmen, was einem widerfährt, und man kann die Anforderungen des Alltags eher bewältigen.

„Drittens“, so der Psychologe, „hat Religion mit Struktur und Körperlichkeit zu tun. Das Beten – im Islam beispielsweise fünf Mal

am Tag – ordnet den Tag, man unterbricht ihn, wäscht sich, praktiziert Kontemplation. Das Sich-Vertiefen und andere religiöse Rituale helfen, achtsamer zu werden und sich und seine Emotionen besser zu steuern. Alle Religionen fördern sehr die Selbstkontrolle. Diese wiederum ist bekanntlich eine der wichtigsten Variablen für Erfolg.“

Um stabil, ausgeglichen und zufrieden zu sein, müsse man allerdings nicht religiös werden, sagt Uslucan. Wer ein starkes soziales Netz durch Familie und Freunde habe, wer sich zu disziplinieren wisse, könne diesen Zustand ebenso erreichen.

Dennoch finden gerade Migrant/innen Halt im Glauben. Wenn Menschen auswandern, um wirtschaftlicher Not, Verfolgung oder gar Krieg zu entfliehen, stürzt vieles auf sie ein: neue Lebensumstände, eine andere Kultur und Gesellschaft. Sie fühlen sich fremd und werden auch als fremd angesehen. In dieser Situation gibt ihnen die religiöse Gemeinschaft, was sie brauchen, um Krisen zu meistern: Kraft, Orientierung und Selbstbewusstsein.

„Wenn man weniger Kontakt zur Mehrheitsgesellschaft hat wie viele muslimische Migrant/innen, ist Gemeinschaft zu erfahren noch wichtiger“, sagt Uslucan. Seine Untersuchungen haben gezeigt, dass gläubige Türk/in-

nen weniger unter Heimweh leiden. „Sie haben in der Diaspora eine symbolische Heimat gefunden – die Religion.“ Dies scheint nicht nur für die erste Generation zu gelten – sie kam aus ländlichen, frommen Gegenden –, sondern auch für ihre Kinder und Kindeskin-der, die hingegen in einem säkularen Land groß geworden sind.

Dass die zweite und dritte Generation anhaltend religiös sei, könnte mehrere Gründe haben, so Professor Uslucan: „Zum einen wurde Muslimen nach 9/11 stärker misstraut, sie wurden latent verdächtigt, radikal zu sein. Dadurch zogen sie sich stärker zurück in ihre ‘in-group’, also in ihre soziale Gruppe. Zum anderen spielt der Aufstieg der Türkei eine Rolle: Wenn man sich hier nicht willkommen fühlt, fällt es leichter, sich mit einem erstarkten Herkunftsland zu identifizieren.“

Viel zu wenig beachtet wird aus seiner Sicht jedoch dieser Aspekt: „Man kann die größere Religiosität der späteren Generationen auch als Zeichen einer gelungenen Integration sehen. Sie sagen: Wir gehören zu Deutschland und wollen unseren Glauben leben, wollen, dass unsere Kinder entsprechenden Religionsunterricht bekommen.“ Die Einwanderer der 1960er/70er Jahre mochten eher nicht aufmucken und muteten dem Nachwuchs lieber das Anderssein zu.

Wie sehr man glaube, habe auch mit dem Alter zu tun, führt der Integrationsforscher aus: „In vielen Gesellschaften lässt sich feststellen: Mit den Jahren wird man konservativer. Und Religion wird wichtiger – jetzt, wo der Horror, der Tod, näher kommt. Gläubigen wird mit der Jenseitsvorstellung eine große Last von den Schultern genommen. Das Leben endet für sie nicht.“

Auf ein „Oben“ zu vertrauen, auf jemanden, der alles richtet, wenn man denn ein gottgefälliges Leben führt, kann auch ungesund sein: „Religion kann Neurosen erzeugen, dogmatisches Denken fördern, Druck und Angst machen“, kritisiert Uslucan. „Sie kann in der Kindheit entwicklungshemmend sein. Die Frage ist: Wie wird erzogen? Wird ein Bild

des liebenden, annehmenden Gottes vermittelt? Das kann sich dann positiv auswirken, weil man sich nicht bewähren muss, sondern spürt: Ich werde geliebt, wie ich bin.“

Anders sieht es aus, wenn moralistische Regeln die eigene Entfaltung einengen, wenn von Sünde, Schuld und Bestrafung die Rede ist. „Auch apokalyptische Visionen oder die Vorstellungen vom Jenseits können ängstigen.“

Uslucan ist zwar gläubig erzogen, „in meiner eigenen Lebenspraxis spielt Religion aber keine Rolle. Sie beschäftigt mich intellektuell. Ich kann ihr als psychologisches Sinnsystem etwas abgewinnen, nicht aber als kognitives Weltdeutungssystem oder politisches System. Denn sie versagt, wie wir sonst Dinge auf Wahrheit prüfen; und als Wissenschaftler kann ich es natürlich nicht gelten lassen, mit Gott zu erklären, was man sich nicht erklären kann.“

So mache eben auch nicht der Allmächtige gesünder, sondern es sei einfach leichter, mit Religion glücklich zu sein – weil sie ein Kohärenzgefühl, ein geschlossenes Weltbild bietet, durch das sich Widersprüche einfacher hinnehmen lassen. „Auf der anderen Seite“, betont Haci-Halil Uslucan, „bleibt einem vieles verschlossen, wenn man Religion ernst nimmt, etwa bei der Sexualität. Gott gibt es nicht kostenlos.“ ■



FOTO: FRANK PREUSS

Haci-Halil Uslucan (Jg. 1965) ist Professor für Moderne Türkei und leitet das Zentrum für Türkei-studien und Integrationsforschung. Er forscht unter anderem zu Gewalt im Jugendalter, religiösen Sozialisationsmustern, Erziehung und (Moral-)Entwicklung. Uslucan hat den islamischen Religionsunterricht in Niedersachsen sowie für NRW Projekte zur Gewaltprävention wissenschaftlich begleitet.



FOTO: ODOIMAGES4 / FOTOLIA



FOTO: PICTURE ALLIANCE/TON KOENE



FOTO: PICTURE ALLIANCE/EPD/FRIEDRICH STARK



FOTO: PICTURE ALLIANCE/ MAXIMILIAN NORZ



FOTO: PICTURE ALLIANCE/ASIANET PAKISTAN

WENN RELIGION BENUTZT WIRD

Pakistan ist ein unsicheres Land. Seit Jahren leidet es unter Gewalt und Terror. Die Menschen sind arm, religiös und überwiegend anti-amerikanisch eingestellt. Warum islamistische Extremisten stärker werden und was die internationale Politik damit zu tun hat, untersucht die Konflikt- und Friedensforscherin Dr. Janet Kursawe.
Von Ulrike Bohnsack

Bewaffnete Konflikte sind in Pakistan trauriger Alltag. Weit über 60.000 Menschen sollen seit 2001 getötet worden sein. Die Opfer sind überwiegend Zivilisten. Dabei kommt die Gewalt von vielen Seiten: Aufständische, Separatisten und Clans kämpfen gegen staatliche Sicherheitskräfte; konfessionelle Gruppen bekriegen sich untereinander. Es gibt religiöse Spannungen, die vor allem zwischen Sunniten und Schiiten eskalieren; Extremisten wie die Taliban verüben blutige Anschläge, und Pakistans Armee geht bei seinen Operationen rücksichtslos vor. Nicht zu vergessen die Grenzkonflikte mit Indien, der Kampf um Kaschmir – und die Drohnenangriffe: Amerika bombardiert im „Krieg gegen den Terror“ immer wieder pakistanische Gebiete – ohne völkerrechtliche Grundlage, aber mit Zustimmung Islamabad.

Neben diesen, sich mitunter auch vermischenden Konflikten destabilisieren noch andere Faktoren das Land: Pakistan ist sozial gespalten und wirtschaftlich unterentwickelt. Die Korruption blüht. Infrastruktur, Bildung und Gesundheitsversorgung sind schlecht, die Menschen arm und ohne Vertrauen in die Regierung. Die Macht liegt in den Händen einer kleinen Elite, die das Land zentralistisch und autoritär führt sowie die Provinzen und Minderheiten benachteiligt und kaum mitbestimmen lässt. Das politische System ist schwach, halbherzig demokratisch und die

Armee einflussreich – vier Militärdiktaturen gab es bereits.

So hat die Republik mittlerweile ein Radikalisierungsproblem. Dass der Islam Staatsreligion ist, sieht Dr. Janet Kursawe nicht als Grund. Vielmehr sei das Land ein gutes Beispiel dafür, wie Religion politisiert wird: „Externe und interne Akteure haben den Islam instrumentalisiert und mit politischen Ressentiments verknüpft.“ In der südwestasiatischen Region verfolgen viele ihre Interessen: Indien, Saudi-Arabien, Iran, China, Russland, USA, Europa... „Pakistan ist geostrategisch wichtig und war seit dem Kalten Krieg in verschiedene Konflikte involviert. Außerdem haben Regierungen und Parteien im eigenen Land aus opportunistischen oder taktischen Gründen immer wieder mit Extremisten kooperiert oder konfessionelle Konflikte befeuert.“

Dass das Land nicht zur Ruhe kommt, hat u.a. damit zu tun: Ab 1977 islamisierte der sunnitische Diktator Zia-ul-Haq systematisch das öffentliche Leben, die Politik und Justiz. Unter der säkularen Präsidentin Benazir Bhutto hingegen wurden die Taliban gefördert. „Afghanistan war schon immer strategisch interessant für Pakistan, als taktisches Hinterland im Konflikt mit Indien. Nach der sowjetischen Invasion finanzierte man gemeinsam mit Saudi-Arabien und den USA islamistische Widerstandsgruppen“, erklärt ➤

Nach einem Selbstmordanschlag in der Stadt Charsadda sichert ein pakistanischer Polizist Spuren.



FOTO: PRIVAT

sei ein Irrtum, dass gerade die so genannten Madaris, die Religionsschulen, zum Jihad mobilisierten. „Viel gefährlicher sind die öffentlichen Schulen, ihr Niveau ist sehr schlecht. Dort wird nationalistisches und intolerantes Denken gelehrt.“

Es sei auch nicht unbedingt die Armut, die den Extremisten Zulauf beschere, so Kursawe. „Es ist eher die Perspektivlosigkeit. In Pakistan wirtschaftlich und sozial aufzusteigen, ist kaum möglich. Wer nicht der richtigen ethnischen Gruppe angehört, kann in Politik und Verwaltung nichts werden.“ So scheinen junge Männer mit einem höheren Bildungsabschluss anfällig für islamistisches bzw. radikales Gedankengut. Zudem motiviert, wenn ein naher Verwandter schon für eine Gruppe kämpft oder mit ihr sympathisiert.

Die Mehrheit der Bevölkerung hat Willkür, Korruption sowie die Unfähigkeit der Regierung satt, drängende sozioökonomische Probleme zu lösen; und genau davon leben die Extremisten. „Sie werden dort aktiv, wo der Staat versagt: Sie übernehmen wohlthätige Aufgaben, bezahlen ihre Mitstreitenden und sorgen in Regionen, die sie kontrollieren, sogar für ein eigenes Rechts- und Herrschaftssystem“, sagt Janet Kursawe. Das gilt beispielsweise für die Taliban in den Stammesgebieten Nordwestpakistan. Daneben konnten diese sich im Süden des Landes und in Karachi breit machen. Sie sind bestens organisiert, gut ausgerüstet und finanzieren sich durch kriminelle wie legale Geschäfte. „Mafiöse Strukturen sind entstanden.“

In die Karten spielt allen Radikalen, dass die Identität des Landes zerbrechlich ist. „Pakistan ist zwar Atommacht, aber steht seit der Gründung 1947 im Schatten Indiens, das immer enger mit den USA verbunden war. Wirtschaftlich abgehängt zu sein und international als Sicherheitsrisiko angesehen zu werden, nagt am Selbstbild.“ Mittlerweile ist der Westen sogar für die liberalen Kräfte in der Bevölkerung zum Feindbild geworden. Dessen Einmischung in muslimische Länder, der Versuch, kulturelle Werte zu exportieren,

und die Doppelmoral, was im Krieg gegen den Terror rechtens ist, wird nicht nur als arrogant empfunden, sondern als echte Bedrohung, gibt die Wissenschaftlerin zu bedenken. „Amerikanische Drohnen haben Zivilisten zu Tausenden getötet, und die Luftangriffe halten weiter an. Da braucht es uns nicht zu wundern, dass die Stimmung aufgeheizt ist.“

Die Gesellschaft als mehrheitlich fanatisch zu bezeichnen, hält Dr. Janet Kursawe indes für falsch – „2013 haben die Menschen gemäßigt gewählt.“ Erstmals in der pakistanischen Geschichte gelang es, eine Regierung durch Wahlen regulär abzulösen und durch eine neue friedlich zu ersetzen. Wohin sich das Land in den nächsten zehn Jahren entwickelt, sei schwer vorherzusagen. Wenn sich nichts an den frustrierenden Lebensbedingungen und politischen Strukturen ändere, gebe es auch keine Stabilität. Kursawe hofft, dass die stärker werdende Mittelschicht für mehr Druck sorgen wird. Vom Westen wünscht sie sich mehr Objektivität, „denn ein Schurkenstaat ist Pakistan nicht.“ ■

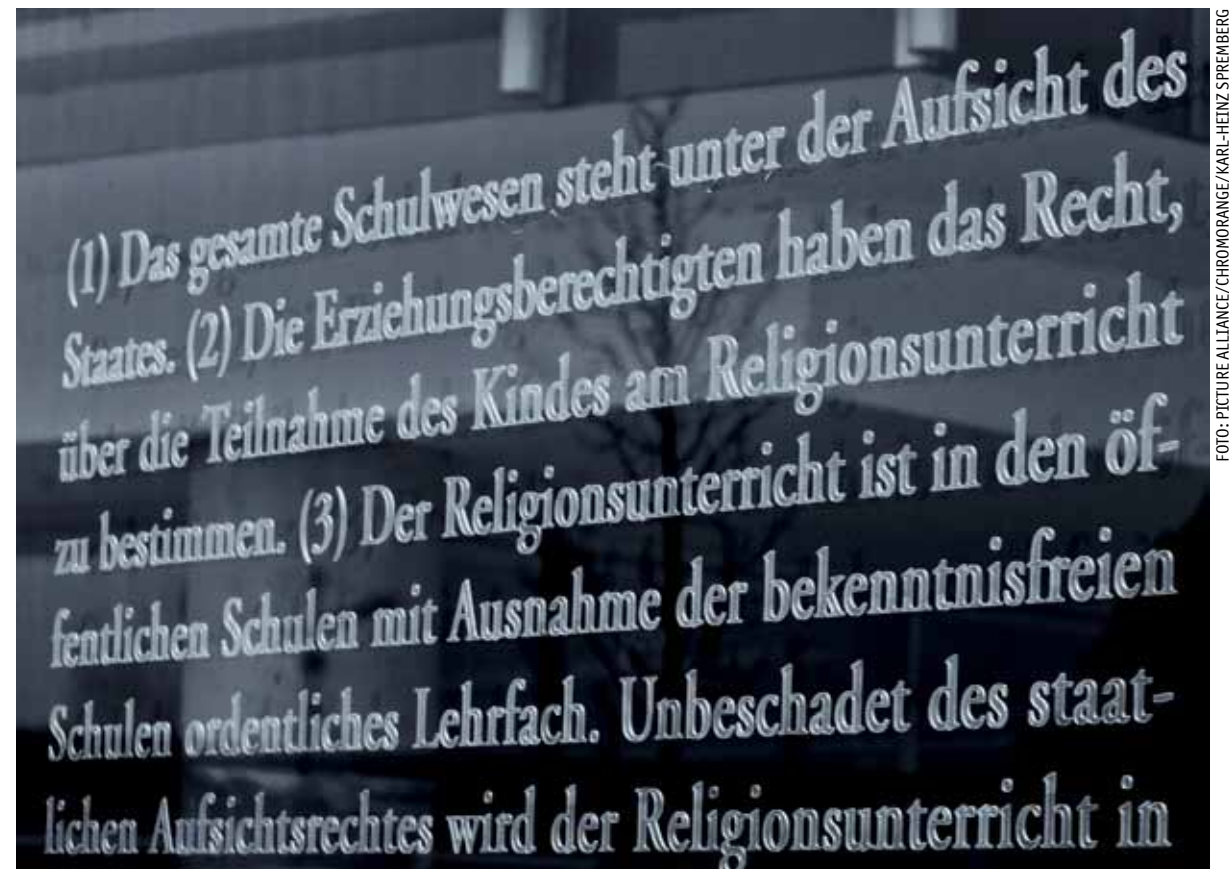


FOTO: PICTURE ALLIANCE/CHRONORANGE/KARL-HEINZ SPREMBERG

Es gibt ein Recht auf Religionsunterricht. So steht es im Grundgesetz (Artikel 7, Absatz 3).

„GETRENNTER UNTERRICHT IST EINE SACKGASSE“

Reli ist kein normales Schulfach wie Deutsch oder Mathe – schon deshalb, weil es so viele Glaubensgemeinschaften gibt. Über 2.000 sollen es beispielsweise im Ruhrgebiet sein. „Pot(t)pourri der Religionen“, nennt Professor Dr. Thorsten Knauth das Revier. Diese Vielfalt führt immer wieder zu Konflikten, weshalb auch in Schulen das Verständnis füreinander gefördert werden muss. Der Religionspädagoge untersucht in einem internationalen Projekt, wie interreligiöses Lernen aussehen kann.

Von Ulrike Bohnsack

Früher war alles so einfach: Man ging in den evangelischen oder katholischen Reli-Unterricht, und wer nicht- oder andersgläubig war, ließ sich befreien. Heute gibt es bundesweit unterschiedliche Lösungen: NRW-Schulen halten an der konfessionellen Trennung fest und bieten, soweit es möglich ist, zusätzlich Islamunterricht und/oder Alternativen an, Ethik etwa. Dagegen setzt Hamburg – ein ähnlich religiöser Schmelztiegel wie das Ruhrgebiet – auf ein gemeinsames Fach für alle. Kein Glaube ist privilegiert, interreligiöses Lernen schon lange in den Lehrplänen verankert. Und die christlichen, jüdischen und muslimischen Gemeinschaften vor Ort finden das gut so.

Doch den Weg der Hansestadt einfach zu übertragen, funktioniere nicht, sagt Professor Knauth: „Religion ist zwar als einziges Fach im Grundgesetz verankert. Bei der Frage, wie man es anbietet, sprechen in den Ländern aber viele mit, unter anderem die Kirchen. Außerdem sind die Gegebenheiten nie gleich. Auf dem Dorf sieht es anders

aus als in der Stadt; man muss von Schule zu Schule schauen.“

„Nur haben wir vor allem im Ruhrgebiet eine Grauzone“, so Knauth. „Offiziell gibt es konfessionell getrennten Unterricht; daneben werden andere, integrativere Lösungen praktiziert, mit religiöser Vielfalt umzugehen. Diese teilweise sehr kreativen schulnahen Angebote können aber schlecht unterstützt werden, solange offiziell etwas anderes gilt.“

Leider erführen Kinder und Jugendliche selten in direktem Kontakt miteinander, wie der Glaube ihrer Klassenkameraden sei, hat der evangelische Theologe festgestellt. Gibt es aber keine Gelegenheit, andere in ihren Überzeugungen zu verstehen, finden Vorurteile Platz. „Bildung in der Schule sollte deshalb aktive Toleranz fördern. Das heißt, es muss zum Unterricht gehören, nicht nur etwas über religiöse und nicht-religiöse Weltanschauungen zu erfahren, sondern sich auch darüber auszutauschen.“ ➤



FOTO: WAZ FOTOPOOL/GERD WALLHORN

Islamkunde in deutscher Sprache: Lamy Kaddor (M.) unterrichtet das Fach an einer Dinslakener Sekundarschule. Sie ist außerdem Lehrbeauftragte in der Evangelischen Theologie der UDE.

> Knauth befürwortet das dialogische Lernen, das mittlerweile viele Fächer praktizieren. Und er untersucht seit langem, wie sich der konfessionelle Unterricht verändert. Seit letztem Jahr arbeitet er an einer großen internationalen Studie mit: Religion und Dialog in modernen Gesellschaften (ReDi). Bis 2018 erforschen Wissenschaftler/innen in den Metropolregionen London, Stockholm, Oslo, Hamburg und Rhein-Ruhr, wie das Zusammenleben gelingen kann, wenn es immer bunter wird. ReDi wird von der Akademie der Weltreligionen an der Uni Hamburg geleitet, der Bund fördert es mit drei Millionen Euro.

Es gibt länderspezifische Themen – so wird in Norwegen der Umgang mit dem Breivik-Attentat untersucht –, und es gibt standortübergreifende wie dieses: Weil man immer noch zu wenig darüber weiß, wie in der Schule mit religiöser und kultureller Vielfalt umgegangen wird und was die Jugendlichen darüber denken, sollen die Möglichkeiten und Grenzen dialogischen interreligiösen Lernens ausgelotet werden. Für die Rhein-Ruhr-Region machen das Professor Knauth und sein Team.

Sie begleiten neunte Klassen zweier Schulen in Duisburg, die mit denselben Materialien arbeiten wie Hamburger Einrichtungen. Der Unterricht hier wie dort wird über zwei Halbjahre mit Kameras aufgezeichnet. Was die Forschenden interessiert: Sind die Muster gleich, wie man über Religion ins Gespräch kommt? Welche Konzepte gibt es, wie agieren Lehrende und Schüler/innen?

Besonders spannend ist ein Pilotprojekt an einem Duisburger Gymnasium: Man kann frei zwischen katholischem und evangelischem Unterricht sowie „Interrel“ wählen, das nicht bekenntnisorientiert ist. „Die etwa hundert Neuntklässler entschieden sich mehrheitlich für die konfessionelle Option“, konnte Knauth beobachten. „Wie unsere Befragungen zeigen, bedeutet dies aber nicht, dass sie sich nur mit ihrer eigenen religiösen Tradition auseinandersetzen wollen.“

Nicht überrascht hat ihn, wie unterrichtet wird: „NRW-Schulen sind es nicht gewohnt, dialogorientiert über Glauben zu sprechen. Die Schüler/innen kennen das nicht, und die Lehrer/innen haben noch keine Routine entwickelt wie in Hamburg. Wenn Religionen verglichen wurden, ging es mehr um die Unterschiede als um das Gemeinsame, um Wissensvermittlung – weniger darum, dass sich Jungen und Mädchen begegnen können, indem

sie verschiedene Ansichten und Erfahrungen austauschen. Dabei hätte das doch eine sehr viel nachhaltigere Wirkung.“ Auch in „Interrel“ ging der Unterricht eher am Alltag der 14- bis 16-Jährigen vorbei. „Er war religionskundlich orientiert, arbeitete stärker mit bekannten Schemata; es wurde klassifiziert nach den Muslimen, den Christen, und nur selten wurde die einzelne Person wahrgenommen.“

Auffällig war auch: Die meisten Schüler/innen scheinen zunächst nicht offen für die Lebenswelt anderer zu sein. Glaube wird als Privatsache angesehen, kam bei einer Befragung in den Klassen heraus. Was auch heißt: Man sucht sich Freunde, die denselben weltanschaulichen Hintergrund haben, bleibt unter sich – wobei aber Minderheiten sehr viel aufgeschlossener sind, hat Thorsten Knauth festgestellt. „Es ist meine Sorge, dass sich Spaltungstendenzen verschärfen.“

Damit das nicht passiert, muss aus seiner Sicht einiges geschehen: Schulen sollten mehr muslimische Lehrkräfte einstellen und stärker mit den Glaubensgemeinschaften vor Ort zusammenarbeiten; der Dialog im Reli-Unterricht müsste gestärkt werden, und die Unis müssten die Studierenden entsprechend ausbilden.

Wer seinen Glauben ernst nimmt, brauche sich nicht abzugrenzen, betont der Theologe: „Mein Nachbar formuliert seine Wahrheit mit der gleichen inneren Überzeugung wie ich meine. Pluralität bereichert – es gibt in anderen Bekenntnissen viel zu entdecken, beispielsweise bei ethischen Fragen zu Gerechtigkeit, zum Umgang mit sozialer Ausgrenzung, zu Frieden und Umwelt. In realen Begegnungen erfahre ich etwas darüber, wie meine Mitmenschen ihre Überzeugungen leben und gestalten. Bücher allein reichen nicht“, meint Knauth. „An Schulen sollte das Lernen in der religiösen und kulturellen Vielfalt deshalb Teil von inklusiver Bildung sein. Getrennter Religionsunterricht ist eine Sackgasse.“ ■

Thorsten Knauth (50) ist Professor für evangelische Theologie und Religionspädagogik. Er leitet außerdem die Arbeitsstelle interreligiöses Lernen an der UDE.



FOTO: PRIVAT

„WIR MÜSSEN DIE VIELFALT ERTRAGEN“

Bedroht die Religiosität einzelner Gruppen
unser Zusammenleben in pluralen Gesellschaften?
Nein, sagen Wissenschaftler/innen am RISP.
Ein friedliches Miteinander müsse jedoch eingeübt
werden.
Von Ruşen Tayfur



Die erneut aufgeflammete Debatte ums Kopftuch hat sie wieder gestellt, die eine Frage, die unsere plurale Gesellschaft derzeit besonders herausfordert: Bedroht die Religiosität einzelner Gruppen unser Zusammenleben?

Oder genauer: Wieviel Religion verträgt unsere Gesellschaft? Wobei zunächst zu klären wäre, ob es überhaupt der Glaube ist, der die Reibereien verursacht oder nicht doch ganz banal das uralte Misstrauen des Menschen vor dem Anderen, dem Fremden.

Die Pegida-Aufmärsche haben eindrucksvoll gezeigt, welche – zumeist irrationale – Angst selbst die als gebildet geltenden, mittleren Gesellschaftsschichten in Deutschland zu treiben scheint.

Peter Krumpholz, Andrea Ullrich und Alexander Schmidt vom Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung (RISP) beschäftigen sich mit den Gründen dafür, warum Menschen sich ständig abgrenzen wollen –, aber sich gleichzeitig nach Zugehörigkeit sehnen. Und sie entwickeln Stra-

tegien, mit denen Vorurteile aufgebrochen werden können. Denn nur so, sagen sie, ist heute und in Zukunft ein Miteinander in kulturell diversen Räumen wie dem Ruhrgebiet möglich.

„Ethnisierung von Religion und Kultur“ lautet ein 2014 abgeschlossenes Projekt. Darin stellen die RISP-Wissenschaftler/innen fest: Kollektive Wahrnehmungsmuster blenden sowohl Unterschiede innerhalb einer Gruppe als auch Gemeinsamkeiten zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen aus.

„Ohne Stereotypisierungen könnte man den Alltag nicht bestehen“, sagt Andrea Ullrich. Gefährlich werde es erst, wenn die Grenze zum Ressentiment überschritten wird, fügt Alexander Schmidt hinzu. „Das Andere“, so Sozialwissenschaftlerin Ullrich, „ist psychologisch notwendig, um alles Böse von sich zu weisen und zu bekämpfen.“ So sei es einfacher, die eigene Gruppe – ob Volk oder Religionsgemeinschaft – „reinzuwaschen oder reinzuwähnen“.

In ihrem Modellprojekt gab es Workshops für Multiplikatoren aus Schule, Vereinen und Jugendarbeit, in denen genau dieser Mechanismus offengelegt wurde. Die Teilnehmenden erhielten in Gesprächsrunden und Rollenspielen die Chance, sich ihrer Vorurteile bewusst zu werden und diese zu hinterfragen. „Anderes geht es nicht“, betont Peter Krumpholz mit Blick auf Städte wie Duisburg. „Wir müssen die Vielfalt ertragen.“ Dies sei eine lebenslange Aufgabe, „von der Schule bis ins Altersheim“.

Haben all die Konflikte, die Ängste, die Wut mit Religion also nichts zu tun? Doch, sagt Krumpholz. Bist du für oder gegen Religion? Diese Frage spalte die Gesellschaft. Jedoch werde sie derzeit nur am Beispiel der Muslime diskutiert. „Was ist mit der Religion der Neonazis?“, fragt er. Nordische Götterfiguren oder in der Walhalla wartende Jungfrauen – den Jungfrauen im Islam nicht unähnlich – erschienen kaum im kollektiven Bewusstsein. Und

Adolf Hitlers Kampf im Namen des Herrn scheine gar völlig vergessen. Krumpholz: „Der Nationalsozialismus war eine politische Religion. Das wird in der Religionspolitik schon lange diskutiert. Darauf könnten deutsche Muslime hinweisen – und so einen Beitrag zur Debatte leisten.“

Aus der Schusslinie würden sie wohl auch so nicht geraten. Selbst wenn man die hitzig geführte Diskussion ums Kopftuch beiseite ließe, eines „sichtbaren Zeichens in einer Öffentlichkeit, in der keine religiöse Debatte geführt wird“. Denn, so Krumpholz, die Furcht der deutschen Mehrheitsbevölkerung, die sein Kollege Alexander Schmidt als „spießige, kleine Verlustangst vor dem Abstieg“ ausgemacht zu haben meint, habe weitaus tiefer sitzende Ursachen: „Es ist erschreckend, wenn man merkt, dass es kein Heil in dieser Welt gibt. Das auszuhalten, verlangt Mut und Tapferkeit.“

Genau dies sei jedoch erforderlich in einer Gesellschaft, die



Klare Botschaft: Eine Duisburgerin demonstriert gegen einen Pegida-Aufmarsch in ihrer Stadt.

FOTO: FUNKE FOTO SERVICES/ILJA HÖPPING

insgesamt religionsskeptisch ist. Das Vertrauen des Gläubigen, im Jenseits erlöst zu werden, erscheint da bedrohlich. Und im Paket mit der kollektiven Zuschreibung wird aus „dem Türken“ jemand, den es loszuwerden gilt: „der Moslem“, der mit seiner fremden Lebensweise und Frömmigkeit ins Bild des modernen, säkularen, westlichen Bürgers passt. Fronten entstehen, die bei genauer Betrachtung nicht mit dem Anderssein des Anderen, sondern mit eigenen Sehnsüchten und Bedürfnissen zu tun haben.

Was also ist die Lösung? Eine Zivilreligion wie in den USA vielleicht, also die Verständigung auf einen gemeinsamen Glauben, der alle Bereiche des politischen und gesellschaftlichen Lebens durchwirkt. Ein Common Sense, der verbindet, ja verbrüdet. God save America, sagt der Präsident dort – und keiner stört sich daran. „Bei den Amerikanern ist nicht wichtig, woran man glaubt“, sagt Politologe Schmidt, „Hauptsache, man ist nicht areligiös.“

Doch bei allen verbindenden Elementen – sein Kollege Krumpholz sieht die Sache kritisch: „Eine Zivilreligion ist auch gefährlich. Sie produziert eine gewisse Wehrhaftigkeit.“ In den Krieg ziehen fürs Vaterland, im Namen Gottes – für Deutschland heute undenkbar. „Unsere Verfassung ist ja nicht areligiös. Sie ist plural und ermöglicht somit beiden Seiten, Religiösen und Nicht-Religiösen, ein gleichberechtigtes Leben in Freiheit.“

Dass die Menschen im Ruhrgebiet und anderswo, auch trotz langer Einwanderungstradition, nicht immer damit umgehen können, dem müsse man nicht mit neuen Regeln und Gesetzen begegnen, sondern mit dem Einüben einer so schlichten wie schwierigen Sache: Toleranz. ■

ANTISEMITISMUS VORBEUGEN

Das neue Projekt der RISP-Gruppe trägt den Titel „Israelkritik und Judenfeindschaft – Präventionsangebote gegen alle Formen von aktuellem Antisemitismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“.

Die „moderne“ Form von Antisemitismus, so lautet die These, kommt überall in der Gesellschaft vor. Besorgniserregend und demokratiegefährdend sei das. Prävention und Fortbildung müsse bei dem ansetzen, wie der Einzelne sich selbst wahrnimmt.

FOTO: BETINA ENGEL-ALBUSTIN



Sozialwissenschaftler Peter Krumpholz leitet die Forschungsgruppe Migration und interkulturelle Kommunikation am RISP.

In einer Befragung von Juden, Muslimen und Christen mit und ohne Migrationshintergrund, von religiös über säkular bis kritisch, links und rechts eingestellt, wurde versucht, zu klären: Welche Erfahrungen führen zu welcher Form von Antisemitismus? In Trainings sollen Akteure, die in der interreligiösen und interkulturellen Bildungs-, Integrations- und Sozialarbeit tätig sind, lernen, kollektive Identifizierungen und Stereotype zu hinterfragen.

„Wir versuchen, antisemitische Haltungen aufzuspüren, die dem Betroffenen selbst gar nicht bewusst sind“, sagt Politologe Alexander Schmidt. „Am Anfang bezeichnen sie sich als Muslim, als Christ, als Türke oder Araber“, ergänzt Sozialwissenschaftler Peter Krumpholz. „Doch dann stellen sie plötzlich fest, dass sie Gemeinsamkeiten haben. Diesen Überraschungsmoment nutzen wir aus, um mit unserer Sensibilisierungs- und Präventionsarbeit anzusetzen.“ (rus)

IHR SOLLT EUCH KEIN BILDNIS MACHEN?

Auf der einen Seite nagelt der Künstler Martin Kippenberger einen Frosch ans Kreuz oder Pop-Sängerin Madonna lässt sich in ihrer Show kreuzigen. Das Echo: vereinzelte verbale Entrüstung. Auf der anderen Seite karikieren Künstler wie Kurt Westergaard oder das Team des Satiremagazins „Charlie Hebdo“ den Propheten Mohammed und werden damit zur Zielscheibe muslimisch-fundamentalistischer Attentäter. Wie ist diese unterschiedliche Wahr-

nehmung religiöser Darstellungen zu erklären? Und warum folgt auf Mohammed-Karikaturen bisweilen schwere Gewaltandrohung oder sogar -anwendung und nicht bei überzeichnenden Jesus-Darstellungen?

Ein Gastbeitrag von Professor Dr. Hubertus Lutterbach



Karikaturistenstammtisch

KARIKATUR: PICTURE ALLIANCE/DIEKLEINER.DE/ALBERT RADL

Blickt man auf die Geschichte des Christentums, wird deutlich, dass Bilder auch in Europa häufig eine Rolle spielten im (teilweise gewaltsamen) Streit von Religionen und Weltanschauungen. Doch in fast all diesen Fällen vernichteten die Bilderstürmer die Bilder und nicht deren Urheber. Zwar kennt man durchaus Gerichtsverfahren und öffentliche Bestrafungen gegenüber den Schöpfern missliebiger Kunst. „Doch“, so unterstreicht der international renommierte Kunsthistoriker Horst Bredekamp einschränkend, „der kollektive Mord an Künstlern, weil sie Bilder erzeugt haben, ist ein Novum.“

Aus kunst- und kulturgeschichtlicher Sicht ist grundsätzlich herauszustellen, dass die meisten Muslime – wenn sie Bilder des Propheten wahrnehmen – weder zwischen dem Bild und dem Propheten noch zwischen dem Bild des Propheten und seinem Körper unterscheiden. Sie sehen die Karikatur als identisch mit ihm selbst an.

Demzufolge kommt jede satirische Darstellung des Propheten einer menschlichen Manipulation am heiligen Propheten gleich, also seiner Schmähung. Aus der Perspektive der meisten Muslime ist eine satirische Präsentation des Propheten nichts anderes als ein dem Menschen niemals zustehender Übergriff auf das Göttliche.

Monotheistisches Bilderverbot

Die Unterscheidung zwischen einer gezeichneten Person und der Person selbst – einerlei ob es sich um eine weltliche oder eine heilige Gestalt handelt – hat sich in der abendländischen Kultur unter Rückgriff auf die griechische Philosophie über Jahrhunderte hinweg mühsam entwickelt. So gehen auch die Menschen, die sich durch die Anschläge von Paris so beherzt für die Pressefreiheit einsetzen, selbstverständlich davon aus, dass es eine Distanz zwischen Bild und Mensch gibt. Selbst wenn Bilder Menschen zeigen, halten wir sie noch lange nicht für identisch mit den dargestellten Figuren. Eben deshalb können wir Bildern und Skulpturen ein Eigenleben zugehen. Sie wirken auf autonome Weise, im Freiraum der Kunst und der Phantasie.

Um die Frage nach dem Verhältnis von Gott und seiner bildnerischen Darstellung gar nicht erst aufkommen zu lassen, vertraten die monotheistischen Religionen das Bilderverbot: „Ihr sollt euch kein Bildnis machen von Gott, weil es keinen Gott neben mir geben kann!“ Diese mosaische Vorschrift in der hebräischen Bibel, die die Gleichsetzung von Bild und Gott unterstellt, findet sich zwar nicht im Koran, lässt sich aber in der Hadith-Litera-

tur seit dem 8. Jahrhundert nachweisen. Im Christentum ist sie unter Berufung auf die Traditionen des Judentums (Ex 20,4-5) in den Zehn Geboten festgeschrieben. So kennen wir trotz der Bilderfreundlichkeit der antiken Kulturen aus dem Christentum der ersten zwei Jahrhunderte praktisch keine Bilder. Das änderte sich später. Christus wurde mal mit glatten, mal mit lockigen Haaren, mal als weiser alter Mann gezeigt oder als bartloser junger mit kurzen Haaren.

Grundpfeiler der Bildpolitik in Europa

Das Mühen, das Verhältnis von Gott und Bild zu klären, hinterließ im Mittelalter eine auch theologisch breite Spur und führte zu zwei bedeutenden Errungenschaften:

Zum einen schrieben die Konzilsväter von Trient 1563 fest, dass Bilder im katholischen Raum wohl verehrt, aber nicht angebetet werden dürfen. Sie galten nicht länger als adäquater Ersatz für Gott, sondern als ein Medium, das zu ihm hinführt. Damit reagierte man auf die protestantische Kritik, dass die Katholiken Gott in Bildwerken und Skulpturen anbeteten.

Nicht weniger bedeutsam als diese Trennung ist die im Westfälischen Frieden von 1648 getroffene Festlegung, dass kein Mensch wegen seines Glaubens getötet werden darf. Horst Bredekamp hält diese beiden Festreibungen für die „Grundpfeiler der Bild- sowie der Menschenrechtspolitik Europas“. Sie wurden während der Aufklärung weiter spezifiziert und vertieft.

Wenn Menschen der westlich-aufgeklärten Welt heutzutage mit diesen beiden zivilisatorischen Errungenschaften ihren Alltag selbstverständlich gestalten, stellt sich freilich umso mehr die Frage, ob sie daraus einfach >

- das Recht ableiten können, mit diesem Maßstab der Aufklärung auch alle Völker anderer Traditionen und Wertsysteme zu beurteilen. Ist es legitim, unsere westlichen Werte – bis hin zu einem von allen geforderten „Je suis Charlie“ – absolut zu setzen, ohne die Welt aus der Perspektive einer anderen Bildauffassung überhaupt einmal in den Blick genommen zu haben?

Religiöser Fundamentalismus

Grundsätzlich lässt sich jede personale Religion (Judentum, Christentum, Islam) auch in einer fundamentalistischen Weise verstehen. So zeichnet sich eine personale Spiritualität dadurch aus, dass sich der gläubige Mensch auf eine Beziehung mit seinem Gott einlässt. Freilich setzt das voraus, dass er in seinem Leben gelernt hat, diesen Kontakt offen zu gestalten.

Dagegen setzt der religiöse Fundamentalismus einzelne Sätze aus der Überlieferung absolut, sie werden für wahr gehalten und als Gottes unmittelbares Wort verstanden. Dieser allein satzorientierte Offenbarungsglaube findet sich in allen personalen Religionen: im Christentum nicht zuletzt in den Pius- und Petrusbruderschaften, in evangelikalen Konventikeln und innerhalb des kulturell und spirituell vielfältigen Islams bei den religiös-militanten Fundamentalisten. Diese setzen auch ihre Deutung des Bildverbots absolut und verhelfen ihm mit Gewalt zum Durchbruch.

Wie kommt es, dass sich christliche Fundamentalisten allzumeist darauf beschränken, die von ihnen als allgemeingültig verstandenen religiösen Vorschriften in ihren Gemeinschaften und Gemeinden durchzusetzen – zwar mit moralischem Druck, aber ohne terroristische Gewalt –, während manche fundamentalistische Muslime zu den Waffen greifen? Immerhin: Aufrufe, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, finden sich in der Bibel ebenso wie im Koran.

Dr. Hubertus Lutterbach (Jg. 1961) ist Professor für Christentums- und Kulturgeschichte in der Katholischen Theologie. Er forscht unter anderem zu den Wechselbeziehungen von Religions- und Sozialleben in verschiedenen Epochen sowie zu christlichen Friedensvorstellungen. Ein Aspekt: Religion und Terror.



FOTO: FRANK PREUSS

Der Berliner Soziologe und Politologe Jens Alber führt hier die unterschiedlichen sozioökonomischen und politischen Gegebenheiten in den mehrheitlich christlichen und in den muslimisch dominierten Staaten an. Auf der einen Seite erfreuen sich die Gesellschaften des christlichen Westens eines hohen Lebensstandards sowie der Freiheit unter dem Schutz von Demokratie und Menschenrechten. Auf der anderen Seite lebt ein Großteil der Muslime in Gesellschaften, die von Kriegen geprägt und wirtschaftlich unterdrückt sind und die oft autoritär regiert werden. Ihre Aussicht auf schulische oder berufliche Bildung ist gering.

Den Menschen in diesen sozioökonomisch benachteiligten Ländern eine Perspektive zu bieten, ist ohne Frage der wirksamste Schutz gegenüber (islamistisch-)fundamentalistischer Militanz. Dort Bildung zu fördern, sollte sich der wohlhabende Westen zur Aufgabe machen.

Ohne Bilder kein religiöses Leben

Bilder sind für jede Religion grundlegend. Und selbst wenn man verschieden mit ihnen umgeht, könnten sich die Christen doch von den Muslimen mahnen lassen, neu und kulturübergreifend über die Bedeutung von religiösen Bildern nachzudenken. Das im gemeinsamen Gespräch zu reflektieren, könnte aus muslimischer Sicht zugleich die Glaubwürdigkeit der Christen steigern – auf dass die Vertreter beider Religionen gemeinsam in Erinnerung rufen: Kein Mensch darf wegen der von ihm geschaffenen Bilder getötet werden. ■

DIE TREPPE VON OBEN FEGEN

Mercator-Professor Götz W. Werner hält seinen ersten Vortrag



FOTO: MARTIN STEFFEN

Philosoph im Chefessel, so wurde er schon genannt, aber auch: Träumer. Ein Querdenker ist Götz W. Werner allemal und ein überaus erfolgreicher Unternehmer. Der Gründer und langjährige Geschäftsführer der Drogeriemarktkette dm ist in diesem Jahr Mercator-Professor. In Kürze hält er am Duisburger Campus seinen ersten Vortrag: „Wirtschaft heißt, miteinander füreinander leisten“ (27. April, 18 Uhr, Hörsaal LX, Anmeldung erforderlich). Am 2. Dezember wird Werner dann am Essener Campus sprechen: „Die Treppe muss von oben gefegt werden“, so der Titel.

„Götz W. Werner bürstet wichtige Zeitfragen häufig gegen den Strich und setzt neue Ideen auch in die Tat um“, freut sich Uni-Rektor Professor Dr. Ulrich Radtke auf den prominenten Redner. „Bekannt wurde beispielsweise sein Appell für ein bedingungsloses Grundeinkommen oder die dialogorientierte Mitarbeiterführung. So erfüllt sich mit ihm erneut die Grundidee der Mercator-Professur, nämlich weltoffen zu sein und debattenanregende Beiträge zu wichtigen Zeitfragen zu leisten.“

Der heute 71-Jährige besuchte nach der Mittleren Reife eine Handelsschule und absolvierte eine Drogistenlehre. 1968 trat er in das elterliche Drogeriegeschäft in Heidelberg ein. 1973 gründete er seine erste dm-Drogerie in Karlsruhe. Heute gibt es über 3.000 Filialen mit rund 52.000 Mitarbeiter/innen in zwölf europäischen Ländern. 2008 wechselte er von

der operativen Geschäftsführung in den Aufsichtsrat.

Werner hat bei dm für eine besondere Unternehmenskultur gesorgt: Persönlichkeitsentwicklung, Vertrauen und Kreativität zählen. So werden die Filialen in Eigenverantwortung geführt, die Beschäftigten haben Mitbestimmungsrecht beim Sortiment, gestalten selbstständig ihre Dienstpläne, teilweise sogar die Leitung der Filiale und die Gehaltsstruktur. Alle Auszubildenden absolvieren Theaterprojekte, um Team- und Kommunikationsfähigkeit zu üben.

Von 2003 bis 2010 leitete Werner das Interfakultative Institut für Entrepreneurship am Karlsruher Institut für Technologie. Er ist Gründer der Initiative „Unternimm die Zukunft“, Präsident des EHI Retail Institute und Aufsichtsratsmitglied der GLS Gemeinschaftsbank. Seit 2011 ist er Kurator am Institut für Familienunternehmen (IFF) in Stuttgart. Mehrfach wurde er ausgezeichnet. (ko) Mit der Mercator-Professur soll das wissenschaftliche Vermächtnis des berühmten Duisburger Kartographen und Universalgelehrten aus dem 16. Jahrhundert wachgehalten werden. Eine Professur hatten unter anderen inne: Richard von Weizsäcker, Margarethe von Trotta, Peter Scholl-Latour, Alice Schwarzer, Udo di Fabio und Wolfgang Huber.

Anmeldung zu den Vorträgen:

www.uni-due.de/de/mercatorprofessur

ENGEL DER KULTUREN

Das wird ein Blickfang: ein Ring aus Stahl mit Halbmond, Kreuz und Davidstern; diese umschlingen einen blauen Engel. So sieht der „Engel der Kulturen“ aus. Die Skulptur des interreligiösen Kunstprojekts wird am 21. Mai am Essener Campus in den Boden eingebettet.

Der ganze Tag setzt Zeichen für die Vielfalt und wird vom Prorektorat für Diversity Management und Internationales und der Evangelischen Studierendengemeinde gestaltet. Hochschulpfarrer Max Strecker: „Wir möchten zeigen, dass an der UDE verschiedene Religionen gelebt werden und wir tolerant miteinander umgehen.“

Ab 14 Uhr präsentieren sich einzelne Glaubensrichtungen mit Text oder Musik. Ein Vortrag im Begegnungszentrum Die Brücke bildet den Abschluss.

Mehr in Kürze: www.uni-due.de/diversity

TAG DER HAUSARBEITEN

Anfangen – dranbleiben – fertigwerden! Die Uni macht am 27. Juni wieder Mut. Beim Langen Samstag der Hausarbeiten am Duisburger Campus geben Expert/innen praktische Tipps, wie man die leeren Seiten mit Worten füllt. Vielen hat's schon geholfen.

Mehr: www.uni-due.de/hausarbeitentag

GESUND ALTERN

Junge Ingenieurin leitet Projekt zum Selbst-Monitoring

Die Gesellschaft wird immer älter, aber auch immer digitaler. Fitnessarmbänder oder Einparkhilfen sind alltäglich. An neuen technischen Systemen für Menschen jeden Alters, arbeiten bis 2020 acht vom Bund geförderte Nachwuchsteams. Eines davon leitet Dr. Aysegül Dogangün (32). PAnalytics heißt ihr Projekt, es ist ein Selbst-Monitoring für Menschen ab 50 Jahren.

PAnalytics – der Name ist abgeleitet von Personal Analytics: Hierbei sammelt man gezielt persönliche Daten, um seinen Lebensstil zu ändern. Zwar gibt es schon Systeme zur gesundheitlichen Selbstkontrolle (Blutdruckmesser, intelligente Waagen). Doch muss man die Ergebnisse selbst interpretieren, und es fehlt der ganzheitliche Ansatz.

Sinnvoller wäre es, unterschiedliche Daten zusammenzuführen und automatisch auszuwerten – Informationen aus Umgebungssensoren, Sprache, Gestik, dem Wohn- oder Lebensumfeld, Daten aus sozialen Netzwerken sowie solche, die man selbst eingibt.

„Nehmen wir einen Mann Mitte 50. Eigentlich ist er fit, nun wurde eine beginnende Herzinsuffizienz festgestellt. Deshalb möchte er noch gesundheitsbewusster leben“, gibt Ingenieurin Dogangün ein Beispiel. Ein solches interaktives, vernetztes System wäre

individuell auf den Nutzer zugeschnitten und voll in seinen Alltag integriert.

„So könnte er sich über sein Tablet morgens anzeigen lassen, wie gut er geschlafen hat; er bekommt Tipps, wie er sich gezielt sportlich betätigen kann, und ein Schrittzähler misst, ob er sich tagsüber ausreichend bewegt. Diese Informationen, Vitaldaten sowie Angaben zu Gewicht und zu seinem persönlichen Befinden legt er auf seinem Onlineprofil ab. Dort kann der Mann jederzeit die Auswertungen der letzten Wochen ansehen.“

Eine automatische Aktivitätserkennung zeigt, ob er sich wie immer verhält, und emp-

fehlt, was er unter Umständen ändern könnte. „Sollte besser ein Arzt konsultiert werden, wird auch das signalisiert. Die gesammelten Daten helfen außerdem bei der Behandlung – sofern gewünscht“, so Dogangün.

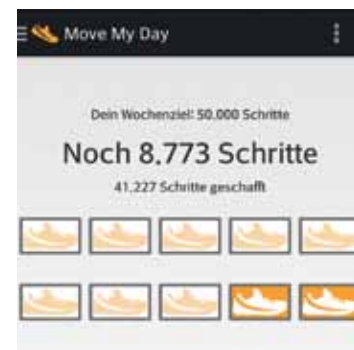
Denn jederzeit muss man es selbst in der Hand haben, was mit den eigenen Angaben passiert. Eine Herausforderung ist daher Datensicherheit und -schutz. Eine andere, die vielen Informationen so darzustellen, dass sie auf den kleinen Bildschirmen der Smartphones oder Tablets gelesen werden können. (ubo)

Mehr: www.uni-due.de/panalytics; Dr. Aysegül Dogangün, T. 0203/379-3520, ayseguel.doganguen@uni-due.de

FITNESS-APP: JEDER SCHRITT ZÄHLT

Sie könnte Bewegungsmuffel beflügeln: MoveMyDay, entwickelt von der Arbeitsgruppe PAnalytics. Mit der kostenlosen Schrittzähler-App, möchte sie herausfinden, wie Menschen am effektivsten motiviert werden können. Die Android-App ist im Google Play-Store erhältlich.

„Man tut damit nicht nur sich etwas Gutes, sondern unterstützt auch die Forschung“, erklärt Katja Herrmann; sie hat die App entwickelt. „Wir werten die Schrittzahlen aus, um herauszufinden, wie bestimmte motivierende Elemente wirken – etwa wenn ein konkretes Wochenziel gesetzt oder wenn grafisch dar-



gestellt wird, wann man es denn erreichen wird.“

Privatsphäre und Datenschutz sind auf jeden Fall gewahrt, versichert die Informatikerin. „Alle Daten erheben wir anonym und sammeln vor allem nur die Informationen, die wir wirklich brauchen. Uns interessiert, wie viel sich jemand bewegt hat, aber nicht wo. Daher erfassen wir auch keine Standorte.“ (ubo)

Mehr: <http://interactivesystems.info>



FOTO: ANDREAS LENKE

Technik für die Generation 50+: Zum Programmstart traf Dr. Aysegül Dogangün (r.) Bundesforschungsministerin Johanna Wanka.

HERZINFARKT: MÄNNER DOPPELT GEFÄHRDET



FOTO: SUDOKI/FOTOLIA

Eine genetische Disposition verdoppelt bei Männern das Herzinfarktrisiko – unabhängig vom Alter, Gewicht oder von einem Diabetes. Zu diesem Ergebnis kommen UDE-Mediziner/innen, sie haben dafür Daten der Heinz Nixdorf Recall Studie analysiert.

Diese Langzeitstudie läuft seit 2000 unter Leitung des Uniklinikums im Ruhrgebiet mit dem Ziel, frühzeitig Herz-Kreislauferkrankungen vorhersagen zu können. Die Forscher/innen nahmen das Bluthochdruck-Gen in den Blick: die GNB3 C/T-Variante. Gibt es eine Veränderung in einem so genannten G-Protein, wird die hormonelle Signalübertragung in die Zellen des Körpers deutlich verstärkt.

„Wir konnten jetzt nachweisen, dass Männer mit dem GNB3 TT-Genotyp im Vergleich zu Trägern des CC- und CT-Genotyps zusätzlich ein mindestens doppeltes Risiko haben, einen Herzinfarkt zu erleiden, der auch tödlich enden kann“, erläutert Professor Dr. Winfried Siffert, Direktor des Instituts für Pharmakogenetik.

Die Ergebnisse wurden im Magazin Atherosclerosis veröffentlicht.

DOI:10.1016/j.atherosclerosis.2014.08.025

NEUE THERAPIE BEI LUNGENKREBS

Für Patient/innen mit metastasiertem Lungenkrebs gibt es künftig eine neue Behandlungsmethode neben der klassischen Chemotherapie. Weist ihr Tumor eine bestimmte Genmutation auf, kann ein neuer Wirkstoff eingesetzt werden, der die Prognose erheblich verbessert. Das wurde in zwei internationalen Studien nachgewiesen, an denen UDE-Wissenschaftler/innen beteiligt waren.

„Bislang wurden die Betroffenen vor allem chemisch therapiert. Künftig können wir sie viel zielgerichteter behandeln“, erklärt Professor Dr. Martin Schuler, Studienleiter in Deutschland und Direktor der Inneren Klinik (Tumorforschung). Voraussetzung ist, dass sie zu den 12 bis 15 Prozent gehören, deren Tumor eine bestimmte Genmutation aufweist: EGFR Exon 19. Dann kann mit dem Wirkstoff Afatinib behandelt werden.

Dank der neuen Therapie konnten Erkrankte durchschnittlich ein Lebensjahr hinzugewinnen. „Das ist schon sehr beachtlich, denn die Sterblichkeit bei Lungenkrebs ist vergleichsweise hoch: 21 Prozent der Frauen und 16 Prozent der Männer leben noch fünf Jahre nach Ausbruch der Krankheit.“

DOI:10.1016/S1470-2045(14)71173-8

HEILSAME METHODEN

Naturheilverfahren und Entspannungsmethoden sind wirksam. Das ist oft wissenschaftlich belegt – doch die Komplementärmedizin wird von der Schulmedizin noch nicht gänzlich anerkannt. Eine Taskforce um Professor Dr. med. Jost Langhorst will dies praxisnah ändern. Yoga, Akupunktur und Meditation wurden bereits in die Leitlinien zur Brustkrebstherapie aufgenommen. Wegen dieser fruchtbaren Arbeit setzt die Rut- und Klaus-Bahlsen-Stiftung ihre Finanzierung mit 550.000 Euro bis Ende 2016 fort.

Weitere bewiesene Erfolge der Komplementärmedizin sollen in Behandlungsrichtlinien einfließen. Solche Leitfäden bündeln therapeutische Ansätze für jeweils eine Erkrankung. Bevor sie von einer AG verabschiedet werden, wird die wissenschaftliche Literatur ausgewertet und mit methodischer Forschung kombiniert. Das geschieht am UDE-Lehrstuhl für Naturheilkunde und Integrative Medizin mit mehreren Partnern.

„Es gibt weltweite Studien auf hohem Niveau. Doch obwohl Naturheilkunde längst ein Pflichtfach in der Mediziner Ausbildung ist und Fachärzte in Deutschland sich dazu besonders häufig weiterqualifizieren, werden komplementärmedizinische Verfahren in Leitlinien bisher nicht angemessen berücksichtigt“, kritisiert Professor Langhorst. „So werden viele Chancen für die Patienten vertan.“ Daher überarbeitet die Taskforce weiterhin Leitlinien, u.a. zum Reizdarmsyndrom, zu Husten oder Morbus Crohn. (kk)

BRÜCKENBAUEN IN MOSKAU

Ukraine und kein Ende: Gerade herrscht mal wieder Eiszeit in den Beziehungen mit dem Kreml. Umso wichtiger ist, dass die Drähte nicht ganz einfrieren, weiß der Russlandexperte Dr. Klaus Waschik (61). Er leitet seit sechs Jahren die Moskauer Vertretung der Universitätsallianz Ruhr – Teil II der dreiteiligen Serie über die Arbeit der Verbindungsbüros.



FOTO: LSI

Dr. Klaus Waschik

CAMPUS:REPORT: Wie werden Sie in diesen Zeiten empfangen?

KLAUS WASCHIK: Das Eis ist meist schnell gebrochen, wenn meine russischen Gesprächspartner hören, dass ich aus „Rurskaja Oblast“, dem Ruhrgebiet, komme. In ihren Ohren klingt dies fast wie „Russkaja Oblast“: Land der Russen.

Wann haben Sie Ihre Liebe zu Russland entdeckt?

Früh, es begann mit der russischen Literatur. Im Gymnasium lernte ich Russisch als zusätzliche Fremdsprache. Als Slawistik-Student war ich 1975 ein Jahr lang an der Lomonossow-Universität – damals eine große Seltenheit. Die persönlichen Kontakte halten teilweise bis heute.

Im Hauptberuf lenken Sie die Geschicke des Landes-spracheninstituts an der Bochumer Uni. Wie bringt man beides unter einen Hut, wenn die Arbeitsstätten gut 2.350 Kilometer voneinander entfernt liegen?

Als ehemaliger Landesbeauftragter für die russischen Hochschulen bringe ich viel Erfahrung ein. Ich konzentriere mich auf vier bis fünf Einsätze vor Ort. In unserem 45 Quadratmeter großen Moskauer-Büro an der Staatlichen Technischen Universität für das Transportwesen MIIT arbeiten zwei Halbtagskräfte; in Bochum betreut und koordiniert eine weitere Mitarbeiterin die Kontakte und Projekte.

Wie machen Sie auf die UA Ruhr aufmerksam?

Wir beteiligen uns an Fachmessen, organisieren Veranstaltungen oder stellen ein 25-seitiges Monatsbulletin zusammen. Wir informieren regelmäßig rund 500 Adressaten in Medien und Wissenschaft.

Wie sind die Reaktionen?

Unterschiedlich. Mal hört man nichts, dann ergeben sich plötzlich neue Kontakte. Nur wenn die Wissenschafts-

oder Kooperationsinteressen nah beieinander liegen und die Chemie stimmt, kann sich ein stabiler und fruchtbringender Austausch entwickeln. So plant beispielsweise die UDE-Logistik um Professor Bernd Noche, mit der Moskauer Transporthochschule gemeinsam auszubilden.

Wie intensiv ist der Austausch denn generell?

Das erheben wir gerade über eine Abfrage der UA Ruhr-Auslandsämter. So manches wird direkt untereinander abgesprochen und durchgeführt. Der Austausch lebt von den beteiligten Persönlichkeiten, rein institutionelle Kontakte geraten oft schnell ins Stocken. Wird die Zusammenarbeit ausgeweitet, bedarf es klarer Regelungen und Improvisationstalents. Beide Seiten müssen ein hohes Eigeninteresse mitbringen.

Welche Hürden müssen überwunden werden?

Es gibt wenig Tagungskontakte, die Sprachbarriere ist nicht zu unterschätzen. Außerdem funktionieren die russischen Hochschulen nach stark reglementierten Vorgaben. Die dort Forschenden bevorzugen international hochgerankte Unis; sie können dem Ruhrgebiet aber oft etwas Positives abgewinnen, denn viele ihrer Angehörigen leben bereits hier.

Wie sieht es heute mit dem Studierendenaustausch aus?

Das Bachelor-/Mastersystem ist leider keine Hilfe, wenn der Auslandsaufenthalt nicht curricular verankert ist. Mobil waren und sind vor allem die zweisprachig aufgewachsenen Kinder der Russlanddeutschen. Die Sprache ist auch hier das Problem: Deutsch liegt in Russland abgeschlagen auf Platz zwei. 85 Prozent der Lernenden entscheiden sich für Englisch. Noch vor wenigen Jahren waren Doppelabschlüsse das Non-Plus-Ultra in einer russischen Universität. Aber auch dies lässt langsam nach, der Studienaufenthalt in Deutschland ist einfach zu kostspielig geworden.



FOTO: UA RUHR

In der Universität für das Transportwesen befindet sich das UA Ruhr-Büro.

Wie fördern Sie das Interesse?

Wir beteiligen uns zum Beispiel an der „Studienbrücke Deutschland“ des Goethe-Instituts. Sie wird russische Abiturient/innen mit sehr guten Deutschkenntnissen für ein natur- oder ingenieurwissenschaftliches Studium an die Universitätsallianz Ruhr bringen. Am Ende sollen bis zu 150 junge Leute für drei Jahre bei uns studieren. Der DAAD wird dies voraussichtlich mit Stipendien unterstützen.

Formal ist Russland eine Demokratie, das Regime handelt jedoch oft autoritär. Wie wirkt sich das auf die Hochschul-landschaft aus?

Das Ausmaß der Steuerung „von oben“ ist erheblich. In Russland vollzieht sich seit mehreren Jahren eine Hochschulreform, die die Anzahl und Profilausrichtung der Hochschulen stark verändern wird.

Zum Ende der Sowjetzeit gab es etwa 430 Unis, unter Gorbatschow stieg ihre Zahl auf knapp 1.000. Seit 2009 sind die Zahlen wieder rückläufig. Brachte man es vor 15 Jahren noch auf über 200 gemeinsame Forschungs- und Kooperationsvorhaben mit den Ruhrgebietsuniversitäten, so sind es jetzt deutlich weniger. Zu Perestrojka-Zeiten konnte man eine sehr intensive, oft auch euphorische Phase der Zusammenarbeit erleben. Die damals begonnenen Projekte sind jetzt ausgelaufen.

Die aktuelle politische Lage ist auch nicht gerade förderlich. Die nationalistischen Strömungen werden immer deutlicher. Dies ist wirklich neu, selbst im Vergleich zum Kalten Krieg. Auch Deutschland ist mit seiner historischen Sonderrolle für Russland immer mehr unzufrieden und agiert nur noch im Chor der europäischen Staaten – so sieht es zumindest die russische Seite. ■

Die Fragen stellte Beate H. Kostka.

DER DATENSAMMLER

Mit statistischen Methoden sucht Karl-Heinz Stammen nach der Wahrheit

Wenn Karl-Heinz Stammen arbeitet, schauen ihm die Muppet-Figuren Waldorf und Statler über die Schulter. Ein gerahmtes Poster der zwei Grantel-Opas schmückt die Wand seines Büros an der Keetmanstraße. „Ich mag den Humor der beiden“, sagt er, „und dass sie oft die Wahrheit sagen.“

Die Wahrheit. Stammen möchte ihr bei seiner Arbeit so nahe kommen wie möglich. Der 38-Jährige ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Team Datenmanagement des Zentrums für Hochschul- und Qualitätsentwicklung. In seinem Bücherregal steht reihenweise Fachliteratur: SPSS, Empirische Sozialforschung, Multivariate Analyseverfahren... „Auch wenn viele Studierende Vorbehalte gegen Statistik haben – es geht nicht ohne. Statistik ist nicht nur wichtig für die Forschung. Man muss sie auch verstehen, um

Forschungsergebnisse zu begreifen, und um sie kritisch hinterfragen zu können.“

Der diplomierte Sozialwissenschaftler sammelt Daten. Und er untersucht, was ihm diese verraten. „Die Ergebnisse werden dann am Ende aufbereitet und weitergegeben.“ An wen? „An die, die an den Stellschrauben drehen können, um etwas zu verändern.“

Ein Beispiel: Bricht jemand sein Studium ab, bekommt eine Hochschule weniger Geld. Die Frage ist nun, warum er die Uni verlassen hat. „Das ist eine der Fragen, die wir beant-

worten wollen“, erklärt Stammen. Dazu werden die Studierenden angeschrieben und gebeten, ihre Gründe zu beschreiben. „Und wenn sich dann heraus-stellt, dass es an der Uni liegt, wollen wir das abstellen.“

Keine einfache Aufgabe. Aber durchaus lösbar. Befragungen der Datenmanager haben zum Beispiel gezeigt, dass gerade in naturwissenschaftlichen Fächern viele Abbrüche darauf zurückgehen, dass Studienanfänger/innen sich schlicht überfordert fühlten. Auch aufgrund von Befragungen entstand an der UDE das Programm MINT-Starter, das Abiturient/innen fit macht für die Anforderungen, denen sie sich im Studium stellen müssen.

Zurück zu Waldorf und Statler, den schärfsten Kritikern der Muppet-Show – von der sie ja selbst ein Teil sind. Auch Stammen räumt ein, dass statistische Untersuchungen nicht unfehlbar sein können. „Bei all unseren Untersuchungen müssen wir aufpassen, keine falschen Schlüsse zu ziehen. Denn die Heterogenität der Studierendenschaft können wir in ihrer Gänze kaum erfassen“, sagt er. „Wir kommen mit unseren Daten der empirischen Realität aber schon sehr nahe und setzen unsere Ergebnisse, wo es geht, mit anderen Daten oder Studien in Bezug.“

Was auf den ersten Blick logisch erscheint, kann sich auf den zweiten Blick als Täuschung entpuppen. In Stammens Büro hängt an der Wand ein bunter Wimpel. Ihn zielt das Logo einer nigerianischen Uni. Auslandssemester, denkt der Betrachter. Oder vielleicht hat Stammen dort eine Konferenz besucht? Beides falsch. „Den Wimpel habe ich von Gästen geschenkt bekommen, die uns im Rahmen eines DAAD-Projekts besucht haben.“

Über dem Mitbringsel hängt in einem Glasrahmen ein signiertes Trikot von Borussia Mönchengladbach. An den Wochenenden ist Stammen manchmal mit seinen beiden Söhnen im Stadion. Beim Fußball verhält es sich mit den Wahrheiten einfacher als bei der Datenanalyse. Nach 90 Minuten pfeift der Schiedsrichter. Dann steht das Ergebnis fest. Unumstößlich. (tap) ■



Karl-Heinz Stammen entschlüsselt Vielfalt mit Statistik.

FERNWEH ALS LEBENSELIXIER

Von einer, der das Fremde vertraut ist

Wenn Verena Heuking ihren Jahresurlaub plant, ist das Team im Akademischen Auslandsamt immer ganz gespannt, wohin es die sportliche Kollegin diesmal zieht. Wer es erraten wollte, käme niemals drauf, denn kein Weg ist ihr zu lang. 2014 zeltete sie auf einer Tour zwischen Johannesburg und Sansibar, erlebte Afrika ganz intensiv. Davor ging's nach Indonesien, und diesmal könnten Orte in Rumänien und Bulgarien auf ihrem Ticket stehen.

Die bunte weite Welt ist auch beruflich Heukings Metier, betreut sie doch das Programm Internationalisation@home, das interkulturelle Erfahrungen auf dem heimischen Campus möglich macht. Studierende bekommen ein Zertifikat, wenn sie Sprachkurse und Trainings besuchen sowie ausländische Kommiliton/innen im beliebten Buddy-Programm begleiten. Dies soll einen Auslandsaufenthalt natürlich nicht ersetzen, doch „es kann Lust auf fremde Kulturen machen“, sagt die Koordinatorin, die auch das Gastdozierendenprogramm betreut. 18 Leute aus der ganzen Welt haben letztes Jahr Vorlesungen an der UDE gehalten.

Nicht nur Forschende pflegen den globalen Austausch; im Herbst ist erstmals eine „Erasmus Staff Week“ geplant. Dann kommen Mitarbeiter/innen europäischer Partnerunis ins Revier. Fachübergreifend gibt es viele Ideen und Aktivitäten, die Heuking seit 2010 bestmöglich verknüpft. Was schillernd klingt, bedeutet auch Papierkram. Trotzdem ist es „einer der spannendsten Jobs an der Uni“.

Austauschschüler gingen schon in ihrem Elternhaus in Rheine ein und aus. Heuking und ihre beiden Schwestern packten oft die Koffer. Als Politikstudentin lebte sie ein Jahr in Finnland und ist froh, dass sie sich die Zeit genommen hat. „Erst ab dem zweiten Semester fängt man an zu genießen.“ Wem das zu lang ist, dem empfiehlt sie zum Reinschnuppern ein Auslandspraktikum.

Wo ist es denn am schönsten? Die 36-Jährige sitzt in ihrem schlichten Büro und strahlt: „Georgien hat mein Herz im Sturm



FOTO: FRANK PREUSS

Mit Phantasie um den Globus: Verena Heukings Begeisterung für ferne Welten ist inspirierend.

erobert – das ist ein so vielfältiges Land. Mit zerklüfteten Felsen, Urwäldern, aber auch Teeplantagen und Weinbergen!“ Sie sammelt gerne neue Impulse und fragt internationale Gäste: „Wie ist es in Deinem Land?“

Phantasiereisen bereichern ebenso ihren Alltag – mindestens einmal pro Woche geht's ins Kino. Vom Blockbuster bis zum Kurzfilm ist alles dabei. Kürzlich war Heuking bei der Berlinale, inhalierte zehn Filme in vier Tagen. Wenn sie von ihrem Theaterabo in Köln schwärmt, werden die blauen Augen noch größer. Auch das Ruhrgebiet mit seinem breiten Kulturangebot habe es ihr angetan – es sei alles andere als grau. „Ich hätte nie

gedacht, dass ich das hier so mag“, erzählt die Wahl-Duisburgerin.

Immer etwas Neues, möglichst alles ausprobieren: Erst seit fünf Jahren fährt sie Ski, auch Rafting war ein Riesenspaß, und vor Bali schwang sie sich erstmals auf ein Surfbrett. „Gut, dass ich selten Angst habe.“

Unermüdlich wirbt sie für Uni-Projekte, will mehr in Seminare gehen, um Studierende zu erreichen. „Sie sollen wissen, wie viele Möglichkeiten – auch der Finanzierung – es gibt, um neue Erfahrungen zu machen.“ Bald wird Heuking wieder über das Internationale Sommerfest wirbeln, sich am 3. Juni unter die Länderteams mischen und noch mehr Menschen für das Unbekannte begeistern. „Ein Riesenschatz wird da sichtbar.“ (kk) ■

„NICHT BANGE MACHEN LASSEN“

Alumni-Serie | Mit männlichen Strukturen kann Bauingenieurin Imke Halbauer umgehen



Imke Halbauer (Jg. 1960) kommt aus Oberhausen; erst studierte sie Musik und Evangelische Theologie auf Lehramt in Duisburg, brach ab, machte dann eine Lehre zur Bauzeichnerin und studierte ab 1986 in Essen Bauingenieurwesen. Die Leiterin der Straßen.NRW-Autobahnniederlassung Krefeld engagiert sich privat in der Lokalpolitik und der evangelischen Kirche.

FOTO: BETTINA ENGEL-ALBUSTIN

CAMPUS:REPORT Frau Halbauer – wie wird man eigentlich Leitende Regierungsbaudirektorin?

IMKE HALBAUER Mit Disziplin und Durchsetzungsvermögen. Indem man sich nicht entmutigen lässt, wenn Dozenten ihr Seminar mit „Guten Morgen, meine Herren“ beginnen oder sagen, dass Frauen nichts von Physik verstehen. So war das zumindest in den Achtzigern. Ursprünglich wollte ich Pfarrerin werden, aber nach vier Jahren in unterschiedlichsten Jobs war klar, dass mir das Technische besonders liegt. Mathe mochte ich schon immer – ich habe vom Mädchen-gymnasium aus den Mathe-Leistungskurs am Jungengymnasium nebenan besucht, weil es den bei uns nicht gab.

Und jetzt arbeiten Sie in einer Männerdomäne.

Ja, ich war die dritte Frau in NRW, die Baudirektorin im Straßenbau wurde. Menschen wie Alice Schwarzer haben uns den Weg freigeekämpft. Ich musste lernen, dass Männer ganz anders kommunizieren und es einigen schwer fällt, Frauen auf Augenhöhe zu begegnen.

Sind Sie denn für eine Frauenquote?

Unbedingt. Reine Männer-, aber auch reine Frauentams sind nicht optimal. Es kommen immer mehr junge Absolventinnen, und das ist gut so. Wir brauchen grundsätzlich Ingenieure. Dringend. Da liegt die Zukunft.

Was hat Ihnen das Studium gebracht?

Es ist entscheidend für die Persönlichkeitsentwicklung und macht stark. Ohne Studium könnte ich den Job hier nicht machen – wir sind für 2.800 Bauwerke und etwa 1.000 Kilometer Autobahn zuständig. Ich muss schon wissen, was Statik ist. Ich habe intensiv gelernt, hatte höchstens eine Woche Urlaub im Jahr, bin nie durch eine Prüfung gefallen. Die Abbrecherzahlen waren hoch. Im Studium generale – was damals verpflichtend war – belegte ich Psychologie. Da saß der Prof vorne mit einer Kerze auf dem Tisch... Das waren andere Welten als bei den Ingenieuren!

Hatten Sie einen Lieblingsplatz an der Uni?

Der Essener Campus war nicht so schön, aber wir haben uns viel in der Cafete getroffen. An

meine HiWi-Zeit am Bauphysik-Lehrstuhl denke ich gerne zurück. Und ich hatte an der Folkwang-Hochschule wunderbaren Musikunterricht. Ich bin ausgebildete Sängerin, singe regelmäßig im Chor und als Solistin.

Was raten Sie heutigen Studierenden?

Nicht bange machen lassen und auf sein Bauchgefühl hören. Ich bin meinem Vater sehr dankbar, dass er uns vier Kindern eine gute Ausbildung ermöglicht und immer an uns geglaubt hat. Auch wenn meine Orientierungsphase recht lang war. Man sollte sich selbst kennenlernen, um seinen Weg zu finden.

Wie sieht Ihr Alltag jetzt aus?

Es gibt drei Säulen. Erstens, das Managen der Niederlassung. Wir machen hier schließlich 120 Millionen Umsatz im Jahr. Zweitens der Personalbereich; ich bin für 540 Beschäftigte verantwortlich. Drittens bin ich Ansprechpartnerin für die Medien und die Politik. Ich habe oft Meetings und unterzeichne Verträge – da muss man sich juristisch auskennen, u.a. im Vergaberecht. Oder ich spreche mit Ministeriumsvertretern, Bürgermeistern u.a., von denen natürlich jeder eigene Ideen einbringt. Auch den öffentlichen Nahverkehr kenne ich gut, denn ich pendele täglich mit der Bahn.

Ist das Ihr Traumjob?

Ganz bestimmt. Er ist extrem vielseitig: Ich hätte nicht gedacht, dass Straßenwesen so lebendig ist, doch auf der Straße passiert alles. Es ist das pure Leben. Und so eine Brücke ist nicht tot, da wirken viele Kräfte.

Die Fragen stellte Katrin Koster.

SCHRANKEN IM KOPF

Es ist ein Schatz, der verheißungsvoll funkelt, aber noch nicht gehoben wurde: Das Wissen hochqualifizierter Migrant/innen wird bislang zu wenig genutzt. Viele Länder werben um die besten Köpfe. Doch jene, die daraufhin auswandern, landen in der neuen Heimat oft in Jobs, die nicht ihren Fähigkeiten entsprechen. Diesen Gegensatz untersucht Professorin Dr. Anja Weiß mit Wissenschaftler/innen aus Deutschland und Kanada.

In der englischen Publikation „Work in Transition“ vergleichen sie den Zugang zum Arbeitsmarkt in Deutschland, Kanada und der Türkei, werten über 200 Interviews mit gut ausgebildeten Eingewanderten aus. Nachvollziehbar wird, wie Menschen in Sackgassen geraten, wenn sie vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen bleiben. Wichtig ist die Anerkennung kulturellen Kapitals, etwa der Bildung.

Eine Frau berichtet: „Ich bin zur Gesundheitsbehörde gegan-

gen und habe gesagt: ‚Ich habe im Irak als Oberärztin gearbeitet und bin jetzt auch in Deutschland als Ärztin anerkannt worden‘. Dann hat der gesagt: ‚Nein, eher können Sie als Putzfrau arbeiten, aber Ärztin geht nicht‘.“

Nicht immer seien sachliche Gründe ausschlaggebend, ob der bisherige Bildungsweg am Arbeitsmarkt verwertet werden kann. Es komme mehr darauf an, was individuell mit Arbeitgebern und Behörden ausgehandelt werde.

Die meisten eingewanderten Akademiker/innen werden rechtlich nicht als Hochqualifizierte behandelt, sondern als Flüchtlinge, Undokumentierte, Ehepartner oder – im besten Fall – Studierende.

Ausländerrechtliche Ausnahmeregeln werden oft nicht umgesetzt. Berufliche Misserfolge können daher langfristig auch eine Folge von Arbeitsverboten und -einschränkungen sein.

Mehr: Prof. Dr. Anja Weiß, T. 0203/379-1988, anja.weiss@uni-due.de



Eingewandert, hochqualifiziert – und doch arbeiten viele nicht in ihrem eigentlichen Beruf.

FOTO: MINERVA STUDIO/FOTOLIA

KITA-KRÄFTE: WER STUDIERT, WILL NICHT NUR ERZIEHEN

In Deutschland gibt es 115 kindheitspädagogische Studiengänge, Tendenz steigend. Wer diese absolviert, soll die frühkindliche Bildung, Erziehung und Betreuung verbessern helfen. Allerdings ist fraglich, ob die studierten Kita-Fachkräfte künftig wirklich mit unter Sechsjährigen arbeiten werden – das zeigt eine vom Bund geförderte Analyse des Instituts Arbeit und Qualifikation (IAQ).

Untersucht wurden ausgewählte Studiengänge, außerdem gab es verschiedene Befragungen. Demnach kann sich kaum jemand vorstellen, langfristig im Gruppendienst in der Kita zu arbeiten. Für die meisten ist diese Arbeit nur eine Zwischenstation, weil das Gehalt für eine Hochschulausbildung zu niedrig ist. Einige fühlen sich auch unterfordert. Ihr Ideal sind gemischte Tätigkeiten: Sie möchten eine Kita leiten, Eltern beraten und/oder Erzieher/innen unterrichten.

IMPULSGEBER OSTASIEN



Sechs Teams, 18 Nachwuchswissenschaftler/innen, ein zentrales Thema: Was kann Europa bei der Gestaltung der Zukunft von Ostasien lernen?

Die Forschungsgruppen der IN-EAST School of Advanced Studies, die nun vollständig besetzt sind, gehen dieser Frage auf den Grund. Im Fokus haben Junior-Professor, Postdocs und Doktorand/innen dabei brennend aktuelle Probleme, die sich durch Klimawandel, Bevölkerungswachstum oder Umweltverschmutzung ergeben. Und mögliche innovative Lösungsansätze.

Geforscht wird interdisziplinär, der Austausch großgeschrieben: So beschäftigt sich etwa das Team von Dr. Timo Heinrich (Wirtschaftswissenschaften) mit der Frage, wie Innovationsprozesse von Unternehmen und Bevölkerung mitgetragen werden. Inwiefern spielt beispielsweise die Risikobereitschaft eine Rolle, Neuerungen umzusetzen?

Hilfreich sein könnten die Ergebnisse dabei u.a. bei der breiten Einführung von Elektromobilität – interessant für Mira Schüller (Ingenieurwissenschaften). Sie geht der Frage nach, wie bedeutsam Elektroautos in stetig wachsenden Metropolen sind. Welche Ansprüche müssen E-Fahrzeuge erfüllen, um auf dem chinesischen Markt erfolgreich zu sein? Lassen sich daraus Rückschlüsse für den europäischen Markt ziehen?

Einflussreich sind bei all dem immer auch politische Aspekte. Hier kommt das Team ins Spiel, zu dem Julia Aristova (Gesellschaftswissenschaften) gehört. Sie erforscht, wie kommunale Regierungen in China Strategien zur Senkung des CO₂-Ausstoßes entwickeln – und wie diese im konkreten Fall aussehen. (end)

Mehr: www.uni-due.de/in-east/about-us/in-east-school

FAMILIENMODELL OST: ZWEI VERDIENER

Sie kümmert sich um die Familie, er verdient hauptsächlich das Geld – das klassische Ernährermodell ist in Westdeutschland weiterhin sehr verbreitet, wie das Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ) herausfand.

Im Osten dagegen sind beide Partner viel häufiger vollzeitbeschäftigt. Das liegt daran, dass in den neuen Bundesländern eine ganz andere Einstellung gegenüber erwerbstätigen Frauen und Müttern herrsche, so das IAQ. Außerdem ist die Kinderbetreuung dort immer noch besser. Dadurch klaffen die Arbeitszeiten von Männern und Frauen weit weniger auseinander.

Allerdings arbeiten Frauen in beiden Teilen Deutschlands weniger als ihre männlichen Kollegen: Durchschnittlich sind es 10,6 Stunden (West) bzw. 5,9 Stunden (Ost). Und diese Kluft zwischen den Geschlechtern bleibt seit Jahren stabil, obwohl mehr Frauen in Lohn und Brot sind als früher.

Mehr: www.iaq.uni-due.de/iaq-report/2015/report2015-02.php

BINNENSCHIFFE AUF KURS

Auf den Wasserstraßen ist Fachwissen gefragt. Doch wollen Binnenschiffer/innen sich weiterbilden, müssen sie an Land gehen. Viele Kurse gibt es vorwiegend als Präsenzangebote – was oft aufwändig zu planen oder mit einem Verdienstausschlag verbunden ist. Schon die Theorie der Erstausbildung findet an festen Standorten statt. Das soll sich nun ändern: Das Bundesbildungsministerium fördert mit rund 850.000 Euro ein Projekt, das flexible Qualifizierungskonzepte in der Binnenschifffahrt entwickelt.

Wirtschaftspädagog/innen und Mediendidaktiker/innen der UDE testen diese unter anderem mit dem Bundesverband der Deutschen Binnenschifffahrt. Koordinator ist das Entwicklungszentrum für Schiffstechnik und Transportsysteme (DST).

Dabei geht es um Qualifikationen wie Patente oder Bescheinigungen für spezielle Ladungen wie gefährliche Güter. Das ortsunabhängige Lernangebot ergänzt die Präsenzkurse. Zuerst wird ermittelt, was fehlt; anschließend entwickeln die Partner Lernmodule, die über ein „Learning Management System“ (eine digitale Plattform) erreichbar sind. Die Einheiten erfüllen die Bedürfnisse der verschiedenen Zielgruppen – vom Azubi bis zum Kapitän. (kk)

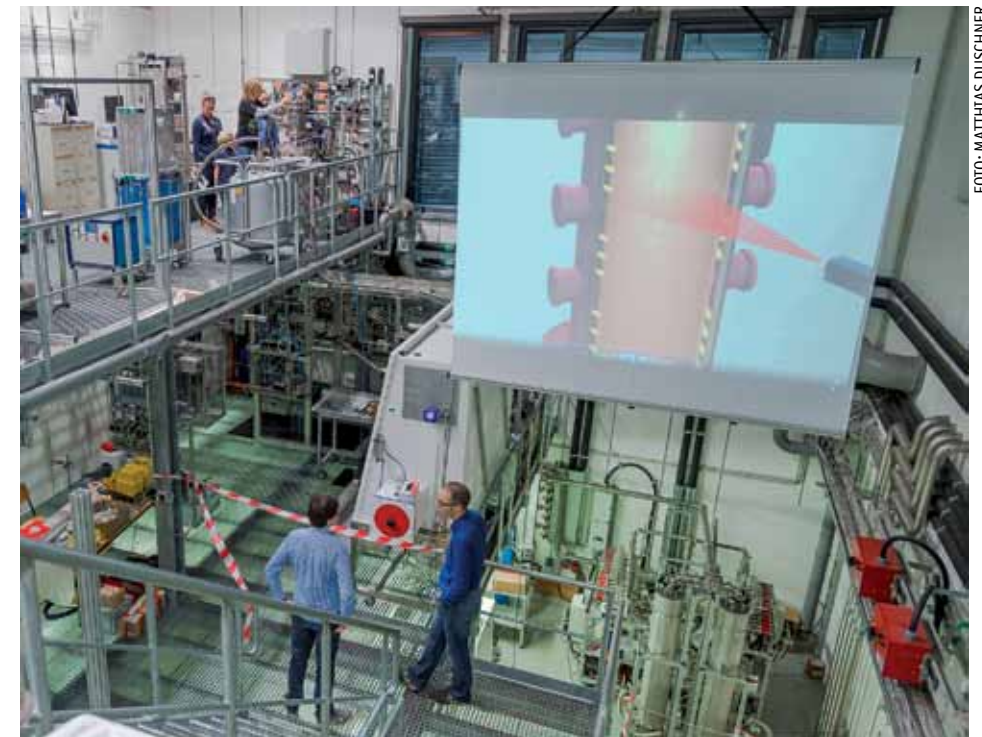
NANO GANZ GROSS

CENIDE feiert erstes Jahrzehnt

Nanowissenschaftler gehen ins Detail: Am Center for Nanointegration Duisburg-Essen (CENIDE) ist die Forschung rund um kleinste Strukturen zuhause. CENIDE vertritt den Profilschwerpunkt Nanowissenschaften und vernetzt seit einer Dekade dessen Forschungs- und Lehraktivitäten. Was vor zehn Jahren mit nur acht Gründungsmitgliedern begann, ist heute mit über 60 Arbeitsgruppen eines der größten Nanozentren Deutschlands. Ein entscheidender Erfolgsfaktor: die Zusammenarbeit zwischen Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie der Medizin.

„Jetzt sieht alles so geradlinig aus, aber vor zehn Jahren konnten wir nicht abschätzen, in welche Richtung wir uns entwickeln“, erinnert sich Gründungsdirektor Professor Dr. Axel Lorke. Die Ziele der Forschenden waren umso ambitionierter, man wollte als Global Player mitmischen. Schon auf den ersten Notizzetteln standen kühne Wünsche, etwa ein Mikroskopiezentrum. Heute ist es mit dem Interdisciplinary Center for Analytics of the Nanoscale (ICAN) Realität geworden.

Mit dem hochmodernen NanoEnergie-TechnikZentrum (NETZ) verfügt CENIDE seit 2013 über einen Forschungsbau, der neue Ansätze ermöglicht. Mehr als 100 Wissenschaftler/innen arbeiten hier mit externen Partnern aus Industrie und Wissenschaft daran, neue Nanomaterialien für die Energie-



Der Blick ins Syntheselabor begeistert Interessierte – wie hier bei der WissensNacht Ruhr.

versorgung zu erforschen, herzustellen und für eine industrielle Weiterverarbeitung bereitzustellen.

Mittlerweile kommt man beim Thema Nano nicht mehr an der UDE vorbei. Viel ist erreicht worden im vergangenen Jahrzehnt; weitere Projekte werden bereits eifrig geplant. Doch zuerst wird gefeiert: Neben Tagungen und Science Talks findet die große Jubiläumsfeier am 15. Juli statt. (ct)



SIMULIERT: EIN LEBEN IN XXL

Wer stark übergewichtig ist, für den ist im Alltag vieles herausfordernd: etwa sich an- und auszuziehen oder sich die Schuhe zu schnüren. Damit Medizinstudierende nachempfinden können, wie sich viel zu dicke Patient/innen fühlen, hat die Fakultät Adipositas-Anzüge angeschafft.

Sie verhelfen ihnen zu einer Figur, wie sie Menschen mit einem Body-Mass-Index von 40 haben: Auf Bauch, Rücken und Oberschenkel werden Gewichte angebracht, rund 20 Kilogramm insgesamt. Darüber kommt dann ein voluminöser Ganzkörper-Anzug aus Schaumstoff. Die dritte und letzte Schicht besteht aus normaler Kleidung – natürlich in Übergröße.

Die Studierenden sollen auch lernen, wie man Adipösen in einer Behandlung gegenübertritt.



FOTO: MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Schwergezwichtigt binnen Minuten: Ein Student ohne und mit Adipositas-Anzug.

LUST AUF MINT?

Wird der schiefe Turm von Pisa irgendwann umfallen? Warum entsteht ein Stau, und wie programmiert man einen Roboter? Zu solchen Fragen können je 60 Mädchen und Jungen vom 3. bis zum 7. August bei der Sommer-Uni in Natur- und Ingenieurwissenschaften experimentieren.

Anmeldung ab sofort: www.uni-due.de/suni

OHNE FLEISS KEINE PUNKTE

Beeinflusst die durchschnittliche Laufleistung eines Fußballteams den Erfolg? Das hat Sportökonom Dr. Daniel Weimar mit einer Kölner Kollegin für die Bundesliga untersucht. Ihr Fazit: Je emsiger eine Elf, desto besser.

„Auch ein Kreisliga-Kicker kann so viel rennen wie Thomas Müller“, erklärt Daniel Weimar. „Fleiß hängt nicht vom fußballerischen Talent ab. Dennoch fließen Laufwege-Statistiken kaum in die Trainerarbeit ein.“

Die Wissenschaftler haben Daten der DFL aus den letzten drei Saisons ausgewertet: Durchschnittlich legte ein Fußballer pro Spiel 11,09 km zurück. Am fleißigsten waren die Nürnberger bzw. Bremer Profis mit 12,61 km bzw. 12,52 km (Saison 2012/2013). Fußballerisch boten beide Vereine allerdings Mittelmaß.

„Isoliert darf man die Zahlen demnach nicht betrachten. Wichtig ist zu schauen, welches Pensum der Gegner absputzt.“ Weimar

nennt ein deutliches Beispiel: „Saison 2011/12, FC Bayern München gegen Borussia Dortmund. Jeder BVB-Spieler lief durchschnittlich 1,16 km mehr als ein Münchner.“

Er ist überzeugt: „Die Kunst zu gewinnen, hängt vom Fleiß ab. Jede 100 Meter, die ein Spieler mehr rennt als sein Gegner, machen einen Sieg um 3,19 Prozent wahrscheinlicher. Treffen zwei gleichwertige Teams aufeinander, sind es sogar 4,5 Prozent.“ Den Turbo sollte eine Elf aber nicht allzu oft einschalten. Die Aussicht zu punkten sinkt nämlich mit jedem Sprint. Ratsam ist, als Mannschaft mehr zu laufen und konstant unter 20 km pro Stunde.

Andere Einflüsse wie Taktik, Alter, Verein, Ballkontakte, Passquote, Zweikämpfe und Zuschauerzahl wurden ebenso bewertet. (ubo) Die Ergebnisse sind im Journal of Sports Economics veröffentlicht: DOI: 10.1177/1527002514561789

PHYSIK GANZ FREESTYLE

Viele junge Einsteins tüfteln bereits, denn die sechs Aufgaben von freestyle-physics sind im Netz. Sie haben diesmal ziemlich viel mit Wasser zu tun.

Was man braucht? Manchmal nur Papier, Kleber, Faden oder Schaschlikspieß und Gummiband. Immer jedoch Köpfchen. Bis zum 25. Mai können sich Jugendliche der Klassen 5 bis 13 für den Schülerwettbewerb anmelden. Mitte Juni steigt dann das große Finale: Alle dürfen ihre Konstruktionen vorführen, die besten werden prämiert.

Mehr: www.freestyle-physics.de

FREI UND VISIONÄR

Open Source-Lösungen für das Internet der Zukunft: Genau diese bietet das EU-Projekt FIWARE, das nun erfolgreich abgeschlossen wurde. Das Softwaretechnologie-Institut paluno gehört neben großen Industriepartnern zu den sechs akademischen Partnern. Entstanden ist eine Basistechnologie, mit der sich Entwicklungen schneller und kostengünstiger realisieren lassen.

Software-Entwickler/innen dürfen sich auf ihre Erfindungen konzentrieren und nutzen einfach die offenen, cloud-basierten Dienste, so genannte Generic Enabler. Sie sind unabhängig von Plattformen wie Google oder Amazon und unter <http://catalogue.fiware.org> frei verfügbar. Das ist u.a. interessant für Kooperationsplattformen in der Logistik oder der Agrar- und Ernährungswirtschaft.

Eine eigene Akademie und ein Test-Labor gehören zu den Besonderheiten des großen Projekts. Sogar in Mexico wird die Technik mittlerweile verwendet; es gibt erste Kontakte mit Brasilien, Chile und Japan.

FIWARE ist durch seine Basistechnologie der Grundstein des europäischen Programms FI-PPP (Future Internet Public Private Partnership). Das gesamte Vorhaben wird mit ca. 300 Mio. Euro gefördert. (kk)

IMPRESSUM:

Herausgegeben vom
Ressort Presse in der
Stabsstelle des Rektorats der
Universität Duisburg-Essen,
47048 Duisburg
45117 Essen
presse@uni-due.de

Verantwortlich:
Beate H. Kostka (ko)
T. 0203/379-2430

Mitarbeit an dieser Ausgabe:
Tobias Appelt (tap)
Ulrike Bohnsack (ubo)
Daniela Endrulat (end)
Bettina Engel-Albustin
Michael Hüter
Katrin Koster (kk)
Beate H. Kostka (ko)
Frank Preuß
Jochen Tack
Ruşen Tayfur (rus)
Carmen Tomlik (ct)

Layout:
Ulrike Bohnsack

Titelbild:
Sebastien Desarmaux/
GODONG/picture alliance

Druck:
basisdruck, Duisburg

ClimatePartner®
klimaneutral
Druck | ID: 53481-1504-1002

13. Jahrgang, Nr. 1
April 2015
ISSN 1612-054X

Nachdruck und Reproduktion
von Beiträgen und Fotos nur mit
Zustimmung der Redaktion

CHRISTIAN MEYER



FOTOS(3): FRANK PREUSS

Dr. phil. Christian Meyer (43) hat die Professur für Interpersonale Kommunikation übernommen.

Meyer studierte Ethnologie, Soziologie, Afrikanistik, Politik- und Erziehungswissenschaft an den Universitäten Heidelberg, Montpellier und Mainz, wo er 2003 promoviert wurde. Mehrjährige Forschungen führten ihn nach Brasilien und in den Senegal. Dort untersuchte er beispielsweise Rituale der Geistverkörperung sowie Formen der Alltagskommunikation. Ab 2008 vertrat er Professuren an den Universitäten Bielefeld, Halle-Wittenberg und Siegen. 2011 habilitierte er sich und war 2012/13 Senior Fellow am Käte Hamburger Kolleg/Centre for Global Cooperation Research.

An der UDE will er sich vor allem mit politischer Rhetorik in der EU und den Neuen Medien befassen. Außerdem interessiert ihn, wie sich die Kommunikation in professionellen Kontexten unter Druck verändert, sei es durch Zeit-, Entscheidungs- oder auch Erfolgsdruck. Auch beschäftigt ihn die Frage, wie im 21. Jahrhundert Menschen mit den „anderen“ umgehen – seien es kulturell Fremde, Demente oder durch Computer erzeugte Figuren.

GREGOR SCHIELE



Dr. rer. nat. Gregor Schiele (42) verstärkt als Professor für Eingebettete Systeme der Informatik die Ingenieurwissenschaften.

Schiele studierte Informatik an der Universität Stuttgart (1993-2000); bis 2006 war er dort wissenschaftlich tätig und ging nach seiner Promotion für fünf Jahre an die Universität Mannheim. Danach arbeitete er zwei Jahre am Insight Centre for Data Analytics, einem der größten irischen Forschungsinstitute, und wurde zum Juniorprofessor an die National University of Ireland Galway berufen.

Damit Alltagsgegenstände clever werden, entwickeln Schiele und sein Team die nötigen Mikrochips und integrieren sie mit weiteren Bauteilen in die Programme. So benötigt etwa die Couch einen Sensor, über den sie erkennt, wenn sich jemand setzt. „Die Systeme, die wir entwerfen, werden sich mit minimalem Aufwand installieren und betreiben lassen“, sagt er. Möglichst sollen sich die Geräte selbst konfigurieren und die Energie, die sie benötigen, mit anderen abstimmen. Damit könnten sie u.a. über Jahre betrieben werden, ohne die Batterien zu wechseln oder sie manuell aufladen zu müssen.

HENDRIK STREECK



FOTO: WILLIAM WAYBOURN

Dr. med. Hendrik Streeck (37) ist neuer Professor für Medizinische Biologie. Er konnte mithilfe der Else Kröner-Fresenius-Stiftung und der German Scholars Organization berufen werden, die medizinische Spitzenforscher/innen aus dem Ausland zu einer Rückkehr bewegen.

Nach seinem Medizinstudium an der Charité Berlin war Streeck unter anderem als Postdoc an der Harvard Medical School und am Ragon Institute of MGH, MIT und Harvard tätig. 2009 wurde er mit dem renommierten DAIG-Forschungspreis der Deutschen AIDS-Gesellschaft ausgezeichnet. Zuletzt engagierte sich Streeck im US Military HIV Research Program und war außerordentlicher Professor an der Uniformed Services University of Health Sciences und an der Johns Hopkins University.

Streeck widmet sich vor allem dem HI-Virus und AIDS. Seit Jahren arbeitet er mit internationalen Partnern an der Entwicklung eines möglichen Impfstoffes. Dieser wird als die beste Lösung angesehen, um die Pandemie einzudämmen. Darüber hinaus forscht Streeck an Wegen, die bislang unheilbare Erkrankung irgendwann besiegen zu können.

ESTHER WINTHERR



Dr. rer. pol. Esther Winther (38) hat die Professur für Erwachsenenbildung inne. Gleichzeitig ist sie Wissenschaftliche Direktorin am Deutschen Institut für Erwachsenenbildung (DIE), Bonn.

Winther studierte Wirtschaftspädagogik an der Universität Göttingen, wo sie auch promoviert wurde. 2008 und 2009 forschte sie in den USA an der Stanford University und der University of California, Berkeley. An der Berliner Humboldt-Universität habilitierte sie sich 2010 zu Kompetenzen in der beruflichen Bildung und wurde dann Professorin in Paderborn.

An der UDE wird Winther empirisch untersuchen, wie Beschäftigte verschiedener Branchen und Berufe ihren Alltag meistern und wie sie dabei durch Weiterbildungen unterstützt werden können. Getestet werden etwa ihre sprachlichen, mathematischen und technischen Fähigkeiten. Winther wird mit Assessment-Verfahren messen, wo die Lernenden ihre Stärken und Schwächen haben. Darüber hinaus konzipiert sie Weiterbildungen für Lehrkräfte und bringt neue Methoden ein – etwa anhand betrieblicher Simulationen möglichst authentisch zu lernen.

UDE EHRT AMERIKANISTEN

Die Fakultät für Geisteswissenschaften hat dem deutschen Amerikanisten Peter Freese (75) die Ehrendoktorwürde verliehen. Der emeritierte Professor habe die deutsche Amerikanistik wie kein anderer Wissenschaftler geprägt, hieß es in der Laudatio. Freese engagierte sich erfolgreich für die deutsch-amerikanischen Beziehungen und setzte sich zudem für die Nordamerikastudien an der UDE ein. Bleibende Verdienste erwarb er sich unter anderem, indem er Fachwissenschaft und Fremdsprachendidaktik zusammenführte. Außerdem gab er kultur- und literaturwissenschaftliche Unterrichtsmaterialien heraus.

Über 25 Jahre forschte und lehrte Freese an der Universität Paderborn zum amerikanischen Roman und zur Short Story des 19. und 20. Jahrhunderts, zu amerikanischer Kulturgeschichte, Popular Culture Studies, dem Verhältnis von Literatur und Naturwissenschaften sowie der Literatur- und Kulturdidaktik. Mehrfach wurde er ausgezeichnet. So erhielt er 1999 für „outstanding contributions to German-American understanding“ eine Flagge vom US-Capitol. Er ist Träger des Bundesverdienstkreuzes und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft für Amerikastudien.

Peter Freese ist bereits Ehrendoktor der Lock Haven University of Pennsylvania und der Universität Dortmund. (ko)

AUSZEICHNUNGEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU LISSABON: Zu ihrem Mitglied gewählt wurde Dr. phil. Rolf Nagel, Honorarprofessor in der Romanistik und Experte für die portugiesische Sprache und Literatur.

EUROPÄISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE: Forschende aus 71 Ländern sind hier vereint. Nun hat die in Salzburg sitzende Institution Dr. Wilfried Loth, Professor emeritus für Neuere und Neueste Geschichte, aufgenommen.

MAGNETIC RESONANCE IMAGING AWARD: Alle zwei Jahre wird er vergeben, in diesem Jahrgang er an Professor Dr. Harald H. Quick. Der Experte für Hochfeld- und Hybride MR-Bildgebung forscht an der Uni sowie dem Erwin L. Hahn Institut, dessen Direktor er ist. Seine Beiträge zur Entwicklung der Technologie und Methodik, insbesondere auf dem Gebiet der Ultrahochfeld-Magnetresonanz und der Hybriden PET/MR-Bildgebung, seien herausragend, hieß es in der Laudatio.

SCHULBUCH DES JAHRES: Das beste Lehrwerk zur ökonomischen Bildung in der Sekundarstufe II haben Professor Dr. Thomas Retzmann, Wirtschaftsdidaktik, und sein Hamburger Kollege Tilman Grammes herausgebracht. Das befand die Bundesarbeitsgemeinschaft „Schulewirtschaft“ und übergab ihnen den vom Bundeswirtschaftsministerium geförderten Preis. In ihrem Buch zur Wirtschafts- und Unternehmensethik zeigen die Autoren an aktuellen Beispielen die moralische Dimension wirtschaftlichen Handelns.

WISSENSCHAFTSPREISE DER SPARKASSE ESSEN: Seit 25 Jahren fördert das Geldinstitut den wissenschaftlichen Nachwuchs. Diesmal erhielten die mit je 5.000 Euro dotierten Auszeichnungen Dr. Esther Dominique Klein (Bildungswissenschaften), Dr. Jens Frederick Klose (Wirtschaftswissenschaften) und Dr. Hedda Luise Köhling (Medizin). Klein verknüpfte in ihrer Arbeit Aspekte von Schulentwicklung, international vergleichender Erziehungswissenschaft und Empirischer Bildungsforschung. Klose setzte sich mit der

Taylor-Regel und der Finanzkrise 2007-2008 auseinander. Und Köhling entwickelte in ihrer Dissertation ein Verfahren, mit dem man Bakterien im Urin massenspektrometrisch direkt nachweisen kann.

GREMIEN

GUIDO GERKEN: Der Direktor der Klinik für Gastroenterologie und Hepatologie des Uniklinikums wird ab 2016 Präsident der Deutschen Arbeitsgemeinschaft zum Studium der Leber (GASL).

KARL-HEINZ JÖCKEL: Der Geschäftsführende Direktor des Instituts für Medizinische Informatik, Biometrie und Epidemiologie ist für weitere zwei Jahre Mitglied der Strahlenschutzkommission; diese berät das Bundesumweltministerium.

AUSSERPLANMÄSSIGE PROFESSUREN

Privatdozent Dr. med. Arnold Radtke, Medizinische Fakultät, Dr.-Ing. Andreas Stöhr, Fakultät für Ingenieurwissenschaften.

VENIA LEGENDI

Dr. med. Lars P. Bechmann für das Fach Innere Medizin, Dr. med. Tim Claßen für das Fach Orthopädie und Unfallchirurgie, Dr. med. Sebastian Dolff für das Fach Experimentelle Nephrologie, Dr. med. Anja Gallinat für das Fach Chirurgie, Dr. med. Klaus Georg Griewank für das Fach Dermatologie, Dr. med. Tim Hagenacker für das Fach Neurologie, Dr. med. André Hörning für das Fach Kinder- und Jugendmedizin, Dr. med. Angela Königer für das Fach Gynäkologie und Geburtshilfe, Dr. med. Stefan Mattheis für das Fach Hals-Nasen-Ohrenheilkunde, Dr. med. Maurice Schallenberg für das Fach Augenheilkunde, Dr. med. Bastian Schilling für das Fach Dermatologie.



„Wanderer zieh schnell vorbei – sonst steht sie auf und babbelt wieder.“ Krasser Grab-spruch oder lebenswerte Schrulle? Wenn Matthias Meitzler auf Gräbern solche In-schriften oder kuriose Bilder entdeckt, zückt er sofort die Kamera. Der Soziologe erforscht mit seinem Passauer Kollegen Thorsten Benkel, wie sich unsere Bestattungskultur verändert. Mehr als 45.000 Fotos sind bisher auf über 800 Friedhöfen entstanden.

Thanatosoziologie, die Soziologie des Todes, ist seit vier Jahren ihr Spezialgebiet. „Alles begann mit einem Studienseminar zu Tod und Gesellschaft – ein in unserem Fach eher ungewöhnliches Thema“, sagt Meitzler, der am Kulturwissenschaftlichen Institut arbeitet.



Hobbys und Leidenschaften in Stein gefasst: Unsere Friedhöfe werden bunter. Manche Inschriften sind rätselhaft und nur für Angehörige gedacht. Weitere ungewöhnliche Grabsteine zeigen die Wissenschaftler in ihrem Buch „Gestatten Sie, dass ich liegen bleibe“.



FOTOS (7): MEITZLER/BENKEL



Die beiden Autoren sind oft unterwegs. Sie interviewen Mediziner/innen, Geistliche, Bestatter/innen oder Steinmetze und begleiten Beerdigungen, auf denen heutzutage auch Hip-Hop oder Heavy Metal ertönt.

Meitzler promoviert zur postmortalen Individualisierung, untersucht also, wie eine Biografie nach dem Tod dargestellt wird. „Heute sprechen wir von Bastelexistenzen – nicht nur zu Lebzeiten.“ Die wildesten Grabmotive künden post mortem von persönlichen Leidenschaften: Raumschiffe, Playboy-Hasen, Aschenbecher oder Zapf-hähne zieren die Steine. Sogar Computerfest-platten oder QR-Codes werden mittlerweile

angebracht. Manche Angehörige legen gar Liebessessen und Klamotten auf den Toten-acker.

Das fasziniert die jungen Fachleute; sie beobachten einen sozialen Wandel. Standard-gräber werden seltener, kollektive Maßstäbe gelten nicht mehr für alle: „Während die einen sagen, ich brauche keinen Friedhof, denn meine Trauer ist ganz woanders, nutzen andere bewusst die letzte Ruhestätte zum Rückblick auf ihre Lebenswelt.“ Manchmal pragmatisch mit „Nur tiefergelegt“, augen-zwinkernd mit „Lach doch mal“ oder ehrlich „Alles Scheiße“. (kk) ■

Mehr: www.friedhofssoziologie.de

